



Leseprobe

Terry Goodkind
**Die Legende von Richard
und Kahlan 02**
Im Reich der Jäger

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,99 €



Seiten: 608

Erscheinungstermin: 14. März 2016

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

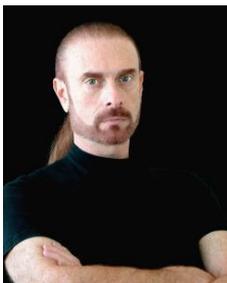
Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Er kämpft gegen einen unsichtbaren Feind, um seine Welt zu retten!

Eine neue Bedrohung zieht in den Dunklen Landen auf. Mit der Essenz des Todes infiziert und seiner Macht als Zauberer beraubt, muss Richard schnellstmöglich die teuflische Verschwörung aufdecken, die hinter der Mauer hoch im Norden brodelt. Seine Freunde und Verbündeten sind bereits Gefangene eines fürchterlichen Feindes, und Kahlan, die ebenfalls vom Tod höchstpersönlich berührt wurde, wird sterben, wenn Richard versagt. Ohne seine Magie bleiben Richard nur noch sein Schwert, sein Verstand und seine innere Stimme – und eine außergewöhnliche Begleiterin, die junge Heilerin Samantha ...



Autor

Terry Goodkind

Terry Goodkind (*1948; †2020) wurde in Omaha, USA, geboren und war nach seinem Studium zunächst als Rechtsanwalt tätig. 1994 erschien sein Roman »Das erste Gesetz der Magie«, der weltweit zu einem sensationellen Erfolg wurde und den Auftakt zu einer der erfolgreichsten Fantasy-Sagas aller Zeiten bildet. Er lebte bis zu seinem Tod in Maine, USA.

TERRY GOODKIND

Die Legende von Richard und Kahlan
Zweites Buch

Das Schwert der Wahrheit bei Blanvalet in der ungeteilten,
dem Original entsprechenden Taschenbuchausgabe:

Erstes Buch: Das erste Gesetz der Magie (36967)

Zweites Buch: Die Schwestern des Lichts (36968)

Drittes Buch: Die Günstlinge der Unterwelt (36969)

Viertes Buch: Der Tempel der vier Winde (37104)

Fünftes Buch: Die Seele des Feuers (37105)

Sechstes Buch: Schwester der Finsternis (37106)

Siebtes Buch: Die Säulen der Schöpfung (37288)

Achtes Buch: Das Reich des dunklen Herrschers (37289)

Neuntes Buch: Die Magie der Erinnerung (37290)

Zehntes Buch: Am Ende der Welten (37389)

Elfte Buch: Konfessor (37390)

Die Legende von Richard und Kahlan bei Blanvalet:

Erstes Buch: Dunkles Omen (26838)

Zweites Buch: Im Reich der Jäger (6033)

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
The Third Kingdom bei Tor Books, New York.

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet und
www.twitter.com/BlanvaletVerlag.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe
Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung
eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag
keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House fsc® N001967

I. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung April 2016 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © der Originalausgabe 2013 by Terry Goodkind

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016

by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

published in agreement with the author, c/o Baror International, Inc.,
Armonk, New York, USA

Umschlaggestaltung: © Isabelle Hirtz, Inkcraft
unter Verwendung einer Illustration von Melanie Miklitza

Redaktion: Werner Bauer

BS · Herstellung: sam

Satz: omnisatz GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-7341-6033-2

www.blanvalet.de

1

»Wir sollten sie uns jetzt gleich einverleiben, ehe sie noch krepieren und vergammeln«, ließ sich eine unwirsche Stimme vernehmen.

Richard war sich des leisen Getuschels nur vage bewusst. Immer noch halb bewusstlos, vermochte er sich nicht zusammenzureimen, wer da sprach, viel weniger noch zu begreifen, was diese Leute da redeten, aber immerhin war er bei ausreichend klarem Verstand, um durch ihren mitleidlosen Ton beunruhigt zu sein.

»Ich finde, wir sollten sie eintauschen«, erwiderte ein zweiter Mann, während er den Knoten in dem Strick festzurte, den er um Richards Knöchel geschlungen hatte.

»Sie eintauschen?«, fragte der erste gereizt. »Sieh dir doch die blutigen Decken an, in die sie gehüllt waren, und das Blut überall auf dem Wagenboden. Vermutlich würden sie krepieren, ehe wir sie jemals eintauschen könnten, und dann würden sie verderben. Und überhaupt, wie könnten wir sie beide transportieren? Die Pferde ihrer Soldaten, der Wagen, das alles ist dahin, zusammen mit allem anderen von Wert.«

Der zweite Mann stieß einen unglücklichen Seufzer aus. »Dann sollten wir den Großen vertilgen, ehe noch jemand anders aufkreuzt. Die Kleinere wäre leichter zu transportieren, und wir könnten sie später eintauschen.«

»Oder wir behalten sie selbst und fressen sie später.«

»Wir würden uns besser stehen, sie einzutauschen. Wann wird sich uns je wieder eine solche Gelegenheit bieten, so viel zu bekommen, wie sie uns bringen würde?«

Während die beiden Männer miteinander debattierten, versuchte Richard, seine Hand zur Seite auszustrecken und die unmittelbar neben ihm liegende Kahlan zu berühren, doch er schaffte es nicht. Seine Hände, merkte er, waren fest mit einem groben Strick zusammengebunden. Also stieß er sie stattdessen mit dem Ellbogen an. Sie reagierte nicht.

Irgendetwas musste er tun, aber er wusste auch, dass er erst einmal wieder vollends zu Bewusstsein und zu Kräften kommen musste, da er sonst keine Chance hätte. Aufgrund einer eigentümlichen Übelkeit, die ihn nicht nur seiner Kraft beraubt, sondern auch seinen Verstand in einem Nebel aus Dumpfheit zurückgelassen hatte, fühlte er sich mehr als schwach, geradezu fiebrig.

Er hob den Kopf ein kleines Stück und versuchte blinzeln, im trüben Licht etwas zu erkennen, sich zu orientieren, vermochte aber eigentlich kaum etwas wahrzunehmen. Als er mit dem Kopf irgendwo anstieß, dämmerte ihm, dass er und Kahlan mit einer steifen Plane zugedeckt waren. Unter deren Rand hervor konnte er am Ende des Wagens, hinter seinen Füßen, vage ein paar dunkle Schemen ausmachen. Einer der Männer trat näher und hob das untere Ende der Plane an, während der andere einen Strick um Kahlans Knöchel schlang und diesen, wie schon zuvor bei Richard, festzurte.

Durch die Öffnung konnte Richard sehen, dass es Nacht war. Ein voller Mond stand am Himmel, dessen Licht jedoch war von gedämpfter Helligkeit, was ihm verriet, dass der Himmel bedeckt war. Ein träger Nieselregen wehte durch die stille Luft. Jenseits der beiden Gestalten erhob sich eine undurchdringliche

Wand aus Fichten, die sich über den Rand des Gesichtsfeldes hinaus erstreckte.

Kahlan rührte sich nicht, als er ihr den Ellbogen ein wenig fester gegen die Rippen stieß. Wie seine, lagen auch ihre gefalteten Hände auf ihrer Gürtellinie. Die Sorge, was mit ihr nicht stimmen könnte, trieb ihn an, mit aller Macht wieder zur Besinnung zu kommen. Wenigstens konnte er sehen, dass sie atmete, wenn auch nur flach.

Während er nach und nach sein Bewusstsein wiedererlangte, erkannte er, dass nicht nur irgendeine Art Fieber ihn schwächte, sondern dass sein ganzer Körper mit Hunderten winziger schmerzender Wunden bedeckt war; aus manchen sickerte noch immer Blut. Er konnte sehen, dass auch Kahlan mit den gleichen Schnitt- und Stichwunden übersät war. Ihre Kleider waren blutdurchtränkt.

Doch es war nicht nur das Blut auf ihnen beiden, das ihn beunruhigte. Die feuchte, unter der Plane hereinwallende Luft trug einen noch schwereren Blutgeruch heran. Sie waren in Begleitung gewesen, von Leuten, die ihnen zu Hilfe gekommen waren. Das Ausmaß seiner Beunruhigung stieg und lähmte sein Bemühen, wieder zu Kräften zu kommen.

Richard konnte die abklingenden Auswirkungen einer Heilung spüren, erkannte schemenhaft die Berührung jener Frau, die ihn geheilt hatte, da aber seine Stich- und Schnittwunden noch immer schmerzten, wusste er, dass die Heilung zwar begonnen worden, über diesen Anfang aber nicht hinausgekommen und schon gar nicht abgeschlossen worden war.

Er fragte sich, warum.

Auf seiner anderen, der Kahlan abgewandten Seite, hörte er, wie etwas über den Wagenboden geschleift wurde.

»Sieh dir das an«, sagte der Mann mit der barschen Stim-

me, während er es hervorzog. Als der Mann hineinlangte und den Gegenstand, den er zu sich herangezogen hatte, hochhob, konnte Richard zum ersten Mal sehen, wie kräftig die Arme des Fremden waren.

Der andere stieß einen leisen Pfiff aus. »Wie konnten die das bloß übersehen? Und überhaupt, wie haben sie diese zwei hier übersehen können?«

Der Größere der beiden sah sich um. »So chaotisch, wie hier alles aussieht, müssen das diese Shun-tuk gewesen sein.«

Eine plötzliche Befürchtung ließ den anderen die Stimme senken. »Shun-tuk? Glaubst du das wirklich?«

»Nach allem, was ich über ihre Gewohnheiten weiß, würde ich sagen, sie waren es.«

»Was sollten die Shun-Tuk hier draußen wollen?«

Der große Mann beugte sich zu seinem Begleiter hinüber. »Dasselbe wie wir. Jagd auf Seelenbesitzer machen.«

»So weit abseits ihres Stammesgebietes? Unwahrscheinlich.«

»Jetzt, da die Barriere durchbrochen ist, wo könnte man da besser Jagd auf Menschen machen, die eine Seele besitzen? Um solche Menschen zu finden, würden die Shun-tuk überall hinziehen, alles tun. Genau wie wir auch.« Er hob den Arm und wies mit einer schnellen Geste um sich. »Wir sind hierhergekommen, um in diesen neuen Landen zu jagen, oder etwa nicht? Nichts anderes würden auch die Shun-tuk tun.«

»Aber sie nennen ein riesiges Territorium ihr Eigen. Bist du sicher, das würden sie verlassen?«

»Ihr Reich mag riesig und sie selbst mächtig sein, trotzdem fehlt ihnen, wonach es sie am meisten verlangt. Da die Grenzbarriere durchbrochen ist, können sie jetzt danach jagen, genau wie wir und alle anderen.«

Der Blick des anderen wanderte unruhig umher. »Trotzdem,

ihr Reich ist weit weg. Und du meinst, sie könnten es gewesen sein? So weit abseits ihres Stammesgebiets?»

»Ich bin den Shun-tuk selbst noch nicht begegnet, und ich hoffe, dabei bleibt es auch.« Der große Mann fuhr sich mit seinen dicken Fingern durch das feuchte, strähnige Haar, während er seinen Blick suchend über die dunkle Baumreihe wandern ließ. »Aber ich hab gehört, dass sie, bis sie auf Seelenbesitzer stoßen, andere Halbmenschen jagen, einfach so zur Übung. Dies hier sieht ganz nach ihrer Vorgehensweise aus. Hält sich ihre Beute, so wie hier, im offenen Gelände auf, schlagen sie schnell, hart und mit einer gewaltigen Übermacht zu. Das Ganze ist vorbei, ehe jemand auch nur eine Chance hat, sie kommen zu sehen oder zu reagieren. Gewöhnlich vertilgen sie ein paar von denen, über die sie hergefallen sind, die meisten aber sparen sie sich für später auf.«

»Und was ist dann mit den beiden hier? Warum hätten sie die zurücklassen sollen?«

»Hätten sie niemals getan. In ihrer Hast, ein paar ihrer Gefangenen zu verspeisen und die übrigen zu verschleppen, müssen sie die beiden unter der Plane übersehen haben.«

»Ich hab erzählen hören, die Shun-tuk kommen oft noch mal zurück, um sich nach versprengten Rückkehrern umzusehen«, meldete der Kleine sich wieder zu Wort.

»Da hast du richtig gehört.«

»Dann sollten wir von hier verschwunden sein, ehe sie noch einmal wiederkommen. Hat sie die Blutgier einmal übermannt, werden sie uns ohne Zögern verschlingen.«

Richard spürte den Griff kräftiger Finger an seinem Knöchel. »Ich dachte, du wolltest den hier verspeisen, ehe er womöglich stirbt und seine Seele ihn verlassen kann.«

Der andere Mann packte Richards anderen Knöchel. »Viel-

leicht sollten wir ihn erst einmal an einen sicheren Ort schaffen, wo es nicht so wahrscheinlich ist, dass die Shun-tuk auf uns stoßen und sich einmischen. Haben wir erst einmal angefangen, lasse ich mich nur ungern überraschen. Schließlich gibt es Leute, die für einen Seelenbesitzer jeden Preis bezahlen würden. Um so einen würden selbst die Shun-tuk feilschen.«

»Ein gefährlicher Gedanke.« Er dachte kurz darüber nach. »Aber du hast recht, die Shun-tuk würden ein Vermögen bezahlen.« Die wölfische Gier war in der Stimme des anderen zurück. »Aber der hier, der gehört mir.«

»Es ist für uns beide reichlich da.«

Der andere grunzte; er schien bereits ganz in seine eigenen Gelüste versunken. »Aber nur eine Seele.«

»Die gehört dem, der sie verschlingt.«

»Genug geredet«, knurrte der Größere. »Ich will mich über ihn hermachen.«

Als Richard aus dem Wagen geschleift wurde, bemühte er sich noch immer, zumindest wieder so weit zur Besinnung zu kommen, dass er die seltsamen Dinge einigermaßen begriff, die er da hörte. Die Warnungen vor den Gefahren der Dunklen Lande waren ihm noch bestens in Erinnerung. Auch war er klar genug, um zu begreifen, dass sein Leben im Augenblick davon abhing, den beiden Kerlen nicht zu zeigen, dass er im Begriff war, wieder zu sich zu kommen.

Als er kurzerhand an den Knöcheln von der Ladefläche gezerrt wurde, schlug sein Oberkörper auf den Boden. Er versuchte noch, den Kopf einzuziehen, doch mit gefesselten Händen konnte er seine Arme nicht wirksam einsetzen, um zu verhindern, dass sein Kopf hart auf den steinigen Boden schlug. Der Schmerz war von schockierender Schärfe, gefolgt von einer einlullenden, verführerischen Schwärze, die ihm ganz sicher zum

Verhängnis werden würde, wenn es ihm nicht gelang, dagegen anzukämpfen.

Er konzentrierte sich auf die Umgebung und suchte, bemüht, seinen Verstand zu beschäftigen, nach einem Fluchtweg. Soweit er dies im fahlen Mondschein erkennen konnte, stand der Wagen mutterseelenallein in der Wildnis. Die Pferde waren fort.

Zwar sah er niemanden sonst in der unmittelbaren Umgebung, entdeckte aber ganz in der Nähe Knochen. Die Knochen waren nicht von der Witterung ausgebleicht, sondern dunkel und fleckig von Fleischfetzen und getrocknetem Blut. Er konnte Spuren sehen, dort, wo Zähne jeden Gewebeschnipsel von den Knochen abzunagen versucht hatten.

Es waren Menschenknochen.

Auch Uniformfetzen erkannte er; es waren die Uniformen der Ersten Rotte, seiner persönlichen Leibgarde. Offenbar hatten zumindest einige von ihnen bei der Verteidigung von ihm und Kahlan ihr Leben gelassen.

Der kleinere Kerl, offenbar nicht gewillt, von seiner Beute abzulassen, hielt noch immer Richards Knöchel gepackt. Der andere Mann stand etwas seitlich und betrachtete den Gegenstand, den er über die Ladefläche geschleift und schließlich aus dem Wagen gezogen hatte.

Es war sein Schwert, wie Richard jetzt erkannte.

Der Mann mit dem Schwert in der Hand zog Kahlan halb unter der Plane hervor. Ihre Unterschenkel knickten ab und hingen leblos über der Ladeflächenkante.

Als der Mann sie musterte und dadurch abgelenkt war, ergriff Richard die Gelegenheit beim Schopf. Er richtete sich auf, stürzte vor und versuchte sein Schwert zu packen, doch der Mann zog es zurück, außer Reichweite, ehe Richard seine Finger um das Heft schließen konnte. An Händen und Füßen ge-

fesselt, war er nicht beweglich genug, um es schnell genug zu greifen.

Die beiden Männer wichen einen Schritt zurück. Sie hatten nicht damit gerechnet, dass er bei Bewusstsein war. Richard hatte den Vorteil der Überraschung verloren und nichts dafür gewonnen!

Als Reaktion darauf, ihn wach zu sehen, beschlossen die beiden Männer, keine weitere Zeit zu vergeuden. Knurrend wie hungrige Wölfe stürzten sie sich auf ihn und fielen wie Tiere im Fressrausch über ihn her. Die Situation war so bizarr, dass sie sich jedem Begreifen entzog.

Der Kleinere der beiden riss Richards Hemd auf. In seinen Augen konnte Richard einen Glanz ungehemmter Grausamkeit schimmern sehen. Der Größere, die Zähne in animalischer Raserei gebleckt, stürzte sich sogleich von der Seite her auf Richards Hals. Reflexartig zog Richard die Schulter hoch und wehrte den Vorstoß im allerletzten Augenblick noch ab. Eine Bewegung, die seinen freiliegenden Hals schützte, dafür jetzt aber seine Schulter der Attacke aussetzte.

Richard schrie vor Schmerz, als sich die Zähne in seinen Oberarm gruben. Er wusste, er musste handeln, und zwar schnell.

Ihm fiel nur eine Möglichkeit ein: seine Gabe. Gedanklich drang er bis in sein Innerstes vor, rief verzweifelt todbringende Kräfte auf den Plan, wandte sich nachdrücklich an jene Kraft, die sein Geburtsrecht war.

Nichts geschah.

Mit dem Ausmaß seines Zorns, seiner Verzweiflung, dazu der Angst um Kahlan, waren die notwendigen Voraussetzungen für die Reaktion seiner Gabe gegeben. In der Vergangenheit hatte sie stets auf ein solch drängendes Verlangen reagiert. Sie hätte jetzt mit der ihr eigenen Macht brüllend hervorbrechen sollen.

Es war, als wäre da gar keine Gabe, die auf den Plan gerufen werden konnte.

Unfähig, sie zu wecken, an Handgelenken und Knöcheln gefesselt, hatte er keine Möglichkeit, sich der beiden Männer wirksam zu erwehren.

2

Richard – entmutigt und wütend, weil er es nicht schaffte, seine Gabe zu einer Reaktion zu bewegen, um sich selbst und Kahlan zu helfen – wusste, ihm blieb keine Zeit für einen Versuch, dies zu verstehen. Stattdessen griff er auf das zurück, worauf er sich stets verlassen konnte: seine Instinkte und seine Erfahrung.

Als sich die Männer auf ihn stürzten, schlug er blindlings um sich, um zu verhindern, dass sie ihn festhalten, ihn mit purer Muskelkraft in ihre Gewalt bringen konnten. Dass er am Boden lag, das Gewicht seiner Angreifer über sich, benachteiligte ihn ganz entschieden, was ihn jedoch unter keinen Umständen davon abhalten durfte, alles in seiner Macht Stehende zu tun, um sich ihrer zu erwehren.

Richard hatte Geschichten gehört, von Leuten, die von Bären angefallen und gefressen worden waren. Diese beiden sich auf ihn werfenden Männer erinnerten ihn an die Hilflosigkeit, die in diesen Geschichten zum Ausdruck kam, allerdings noch unterlegt von der beängstigenden neuen Dimension menschlicher Bosheit.

Mehrfach waren ihre Zähne kurz davor, sich in sein Fleisch zu graben, doch jedes Mal gelang es Richard, sich ihnen mit einem Ruck zu entwinden, sie mit den Ellbogen fortzustoßen, bevor sie es schafften, ihn mit den Zähnen fest genug zu packen, um Stücke aus ihm herauszureißen. Ihm war unbegreiflich, wie-

so sie ihn nicht einfach erstachen. Beide führten sie Messer mit, außerdem hatten sie sein Schwert.

Fast schien es, als wüssten sie, wie sie vorgehen wollten, griffen aber aufgrund ihrer Unerfahrenheit weniger hart durch, als sie es sonst vielleicht getan hätten. Trotzdem, auch die nur teilweise erfolgreichen Bemühungen hinterließen klaffende, entsetzlich schmerzhaft Wunden, aus denen das Blut hervorsprudelte. Richard, der vom Kampf unter dem Gewicht der beiden Männer, ganz zu schweigen von seinem Blutverlust, rasch ermüdete, wusste, dass sie mit ihrem Vorhaben unvermeidlich Erfolg haben würden.

Unverständlicherweise hielten die beiden Männer zwischen den Versuchen, Stücke aus ihm herauszureißen, immer wieder kurz inne, um das Blut aufzuschlecken – ganz so, als verdursteten sie und wollten sich nicht einen Tropfen entgehen und im Boden versickern lassen. Wenigstens verschafften diese Unterbrechungen in den Beißattacken Richard eine Verschnaufpause.

Verärgert über sein Unvermögen, ihn in seine Gewalt zu bringen, presste der Größere der beiden Richard einen muskelbepackten Unterarm auf die Kehle und stützte sich mit seinem ganzen Gewicht darauf. Nach Atem ringend, versuchte Richard, sich unter dem gegen seine Kehle drückenden Arm hervorzuwinden. Es war ein grauenhaftes Gefühl, diese beiden Kerle, die ihn mit ihren Zähnen in Stücke zu reißen versuchten, über sich zu haben, bewegungsunfähig zu sein, unfähig, sie abzuschütteln.

Plötzlich rutschte der Arm, der ihn niederdrückte, in all dem Blut ab. Um sich abzustützen, musste der Mann im Vorwärtsfallen eine Hand vorstrecken. Blitzschnell, mit von Angst und Verzweiflung befeuerter Energie, zog Richard seinen vom Blut glitschigen Arm unter dem quer über ihm liegenden Mann hervor und nahm seinen Kopf in den Schwitzkasten.

Dessen Stützarm stieß er mit dem Ellbogen zur Seite. Ohne die abstützende Hand am Boden verlor er sein Gleichgewicht und kippte nach vorn. Richard drückte den Rücken durch, blockte gleichzeitig mit den Knien ab und drehte den Mann gewaltsam auf den Rücken. Endlich in der Stellung, einen Hebel anzubringen, zog Richard den Strick, mit dem seine Handgelenke gefesselt waren, fest um die Kehle des Mannes.

Jede Unze seiner Kraft aufbietend, riss Richard den groben Strick nach hinten und benutzte ihn wie eine Garrote, um den großen Kerl zu erdrosseln.

Der kam in seiner Überraschung gar nicht mehr dazu, Luft zu holen, ehe Richard ihn in seiner Gewalt hatte. Keuchend rang er nach Luft, während er verzweifelt nach Richards Unterarmen griff. Seine Fingernägel rissen Scharten quer über Richards Haut, doch all das Blut machte Richards Arme so seifig, dass der Mann sich nicht befreien konnte. Unfähig, der Umklammerung zu ent-rinnen, versuchte er Richard die Augen auszudrücken oder ihm das Gesicht zu zerkratzen, doch das war außer Reichweite, sodass die Finger des Mannes ins Leere griffen.

Nun kam der zweite Seelenfresser seinem Kumpan zu Hilfe. Auch er versuchte, Richards Arme von seinem Gefährten wegzudrehen, vermochte seine Finger jedoch nirgendwo für einen festen Griff unter diese zu schieben. Richard kämpfte um sein Leben und hielt den ersten Mann weiterhin in tödlicher Umklammerung gefangen.

Außerstande, Richards Griff zu brechen, drosch der zweite Kerl mit seinen Fäusten auf Richards Arme ein, um diesen irgendwie dazu zu bringen, dass er seinen Gefährten losließ. In seinen Zorn versunken, nahm Richard die Schläge kaum wahr.

Als der Mann sah, dass seine Bemühungen fruchtlos blieben, wurde ihm rasch klar, dass er etwas anderes versuchen muss-

te. Er schrie seinen Gefährten an, bloß nicht aufzugeben, und schlug mit der Faust nach Richards Gesicht, um ihn zum Loslassen zu bewegen. Doch so, wie Richard den großen Mann fest gegen sich zog, waren die Hiebe nicht direkt genug. Mehrfach glitt seine Faust an Richards Kiefer ab, während er diesen anschrie loszulassen.

Richard hatte nicht die Absicht, dies zu tun. Loszulassen würde seinen sicheren Tod bedeuten.

Der große Mann wand sich wie von Sinnen in Richards Würgegriff, schlug wild mit den Armen um sich, während er verzweifelt etwas zu greifen versuchte, irgendetwas, das ihm helfen würde, sich herauszuwinden oder wenigstens Luft zu holen. Er trat mit den Füßen aus, zielte auf Richards Schienbeine. Der zog die Knie an, um seine Unterschenkel außer Reichweite zu bringen. Die meisten ungezielten Tritte landeten auf dem Boden, und diejenigen, die trafen, waren nicht direkt genug. Die Zähne vor Anstrengung zusammengebissen, riss Richard den Mann noch weiter nach hinten, um sicherzugehen, dass er mit seinen Fersen keinen Schaden anrichten konnte.

Richard erblickte eine ausholende Messerklinge in der blutverschmierten Hand des zweiten Mannes. Er zog den großen Mann über sich, um sich so gut es ging gegen den Messerangriff zu schützen. Wie sinnvoll das war, wusste er nicht, aber es war seine einzige Chance.

Plötzlich gab es einen lauten, knochenzermalmenden dumpfen Schlag. Der Mann zögerte, versuchte sich herumzudrehen. Ein weiterer, schärferer Schlag folgte kurz darauf. Beim dritten regnete es Blut.

Der Mann ließ das Messer fallen und brach kraftlos über dem Mann in Richards Würgegriff zusammen.

Mannomannomann! Was genau passiert war, wusste Richard

nicht, er hatte aber auch nicht die Absicht, es herauszufinden. Jetzt, da der zweite Mann von ihm abgelaufen hatte, konnte er seine ganze Kraft auf die anstehende Aufgabe konzentrieren. Längst waren die Bewegungen des großen Mannes träge und kraftlos geworden, da ihm nicht nur die Luftzufuhr abgeschnitten wurde, sondern auch die Blutzufuhr zum Gehirn.

Mit einem wütenden Aufschrei verlieh Richard seinen schmerzenden Muskeln neue Kraft. Als das Mühen des Mannes erschlaffte, wechselte Richard rasch den Griff, schlang ihm einen Arm um den Hals und bekam ihn in den Schwitzkasten. So fest er konnte, verdrehte er ihm den Kopf. Als er im stillen Nieselregen den Punkt des Widerstands erreichte, ließ er ein wenig nach, um zusätzliche Kräfte zu sammeln, riss dann den Kopf des Mannes noch fester hintüber. Dann endlich spürte er das Genick brechen. Sofort erschlaffte der gesamte Körper.

Befeuert von seinem Zorn, würgte Richard den Mann weiter, obwohl dieser längst jegliche Gegenwehr eingestellt hatte.

Wie aus dem Nichts langte eine Hand herab und legte sich beruhigend auf seinen Bizeps.

»Schon gut. Er ist tot. Sie sind beide tot.« Es war eine ihm unbekannte Frauenstimme. »Ihr seid in Sicherheit«, sagte sie. »Ihr könnt jetzt loslassen.«

Immer noch vor Anstrengung und Wut keuchend, sah Richard blinzelnd hoch in mehrere schemenhafte, sich über ihn beugende Gesichter.

Soldaten waren es nicht. Nach ihrer schlichten Kleidung zu schließen, schien es sich um Landbewohner zu handeln. Zwei Männer und zwei Frauen beugten sich vor und blickten auf ihn herunter. Ein Stück weit hinter diesen vier drängte eine Handvoll anderer Männer nach vorn. Auch sie schienen Landbewohner zu sein.

3

Nach und nach lockerte Richard den Druck auf den Hals des Toten. Zischend entwich die Restluft aus seiner leblosen Lunge, und sein Kopf fiel schlaff und schief zur Seite.

Einer der über ihm stehenden Männer hob den erschlafften Arm des anderen Toten und zerrte ihn seitlich herunter. Selbst noch im Tod war sein Gesicht zu einer blutgerigen Fratze erstarrt.

Eine Maske aus heruntergelaufenem Blut bedeckte seine eine Gesichtshälfte, aus seinem verfilzten Haar ragten Knochensplitter. Richard sah, dass sein Hinterkopf zertrümmert worden war, von einem großen Stein, den einer der anderen ihn umdrängenden Männer noch immer fest umklammert hielt.

Als der Mann mit dem gebrochenen Genick langsam seitlich herunterzurutschen begann, stieß eine der Frauen, diejenige, die Richard am Arm berührt hatte, den größeren der beiden Toten mit dem Fuß zur Seite. Es war eine Erleichterung, endlich von dem erdrückenden Gewicht befreit zu sein.

Die Frau hob das blutverschmierte Messer auf, das der zweite Angreifer fallen gelassen hatte, als ihm der Schädel eingeschlagen wurde, beugte sich vor und säbelte damit an dem Strick herum, der Richards Hände band. Es war eine Erleichterung, als er sich endlich löste. Während Richard sich die restlichen Strickschlaufen herunterriss und seine blutenden Handgelenke rieb, rutschte sie nach unten und durchschnitt den Strick, der seine Knöchel zusammenband.

»Danke.« Richard war mehr als froh, endlich wieder frei zu sein. »Du hast mir das Leben gerettet.«

»Fürs Erste«, bemerkte einer der Männer in den Schatten.

»Wir hoffen, Ihr werdet uns dieselbe Gunst erweisen«, setzte ein anderer hinzu.

Richard war es schleierhaft, was er meinte, allerdings hatte er im Moment größere Sorgen.

Mit einer verärgerten Geste bedeutete die Frau mit dem Messer den Männern still zu sein, dann richtete sie ihre Aufmerksamkeit erneut auf Richard.

Im schwachen Schein des Vollmonds, der die Wolkendecke erhellte, fiel ihm auf, dass sie mittleren Alters war. Ihr Gesicht war auf ansprechende Weise von feinen Fältchen durchzogen. Es war zu dunkel, um die Farbe ihrer Augen zu erkennen, nicht aber die Unerschrockenheit in ihnen. Auch aus ihrer Miene sprach grimmige Entschlossenheit.

Die Frau beugte sich vor und presste eine Hand auf die Bisswunde seitlich an seinem Oberarm, um die Blutung zu stillen. Dann sah sie auf, und ihre Blicke begegneten sich, während sie weiter Druck auf seine Wunde ausübte.

»Seid Ihr der, der Jit getötet hat, die Heckenmagd?«, fragte sie.

Richard, überrascht von der Frage, nickte und blickte um sich, in die steinernen, ihn anstarrenden Gesichter. »Woher weißt du das?«

Mit ihrer freien Hand strich sich die Frau ein paar Strähnen ihres glatten, schulterlangen Haars aus dem Gesicht. »Vor einer Weile ist ein Junge zu uns gekommen, Henrik. Er erzählte uns, dass er ihr Gefangener gewesen sei und dass sie ihn hatte töten wollen, so wie all die anderen, die sie umgebracht hatte. Er meinte, zwei Leute hätten ihn gerettet und die Heckenmagd

getötet, aber die wären jetzt in Schwierigkeiten und bräuchten Hilfe.«

Richard beugte sich vor. »War sonst noch jemand bei ihm?«

»Ich fürchte nein. Da war nur dieser Junge.«

Richard hatte zwar die Heckenmagd getötet, allerdings waren er und Kahlan dabei schwer verwundet worden. Ihre Freunde hatten eine kleine Armee mitgebracht, um die beiden aus dem Bau der Heckenmagd herauszuschaffen und sie nach Hause zu transportieren. Jetzt waren diese Freunde samt und sonders verschollen. Freiwillig, da war er sich sicher, hätte keiner von ihnen Kahlan und ihn auf diese Weise im Stich gelassen.

»Henrik war der Junge, der meinen Freunden berichtet hatte, was geschehen war und wo sie uns finden konnten«, erklärte Richard. »Eigentlich hätten sie bei ihm sein sollen.«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Bedaure, aber er war allein. Verängstigt und allein.«

»Hat er euch erzählt, was hier vorgefallen ist?«, fragte Richard. »Euch erzählt, wo unsere Begleiter jetzt sind?«

»Er war außer Atem und auf der panischen Suche nach Hilfe. Er meinte, für Erklärungen wäre keine Zeit. Meinte, wir müssten uns sputen und Euch helfen. Wir sind sofort hergekommen.«

Jetzt, da Richard befreit und die Hektik des Kampfes vorbei war, begann der Schock der Schmerzen ihm ernstlich zu Leibe zu rücken. Mit zitternden Fingern fasste er sich an die Stirn.

»Aber hat er sonst noch was gesagt, irgendwas?«, fragte er. »Es ist wichtig.«

Die Frau blickte in der Dunkelheit um sich, schüttelte dabei den Kopf. »Er meinte, Ihr wärt angegriffen worden und bräuchtet Hilfe. Wir wussten, dass wir uns beeilen mussten. Henrik ist jetzt wieder in unserem Dorf. Sobald wir zurück sind, könnt Ihr ihn selbst befragen. Jetzt müssen wir uns erst einmal vor der

Nacht in Sicherheit bringen.« Sie gestikuliert eindringlich zu der Frau hinter ihr. »Gib mir dein Tuch.«

Diese zog es sich sofort vom Kopf und reichte es ihr. Die neben Richard kniende Frau benutzte das Kopftuch wie eine Bandage und wickelte es mehrmals fest um seinen Oberarm. Sie verknotete es rasch, schob dann den Messergriff unter den Knoten und drehte ihn, um den Druckverband festzuziehen. Richard biss vor Schmerzen die Zähne zusammen.

Er schien außerstande, seinen rasenden Puls zu beruhigen, denn er sorgte sich um all seine Begleiter, sorgte sich, was ihnen zugestoßen sein mochte. Er musste zu Henrik und herausfinden, was hier vorging, vor allem aber beschäftigte ihn der Gedanke, Hilfe für Kahlan zu holen.

»Wir sollten uns nicht länger hier draußen aufhalten«, versuchte einer der Männer im Hintergrund die Frau mit ruhiger Stimme zur Eile zu drängen.

»Fast fertig«, antwortete diese, während sie rasch einige seiner offensichtlicheren Verletzungen begutachtete. »Ihr müsst diese Wunden nähen und mit einem Wickel behandeln lassen, sonst werden sie sich morgen entzündet haben«, erklärte sie Richard. »Bisswunden wie diese darf man nicht unbehandelt lassen.«

»Bitte«, sagte Richard und wies mit seinem anderen Arm zum Wagen. »Könnt ihr meiner Frau helfen? Ich fürchte, sie ist schwerer verletzt.«

Auf eine rasche Handbewegung der Frau hin eilten zwei der Männer zum Wagen.

»Ist sie die Mutter Konfessor?«, rief einer der Männer nach hinten, während er nach ihr sah.

Richards Anspannung nahm zu. »Ja.«

»Ich glaube nicht, dass wir hier etwas für sie tun können«, gab er zurück.

Der andere Mann bemerkte das Schwert und hob es vom Boden auf. Sein Blick wanderte über die kunstvoll gefertigte Gold- und Silberscheide und er sah, dass in den Silberfaden, mit dem das Heft umwickelt war, mit einem goldenen Faden das Wort WAHRHEIT eingewoben war.

»Demnach seid Ihr Lord Rahl?«

»Das ist richtig«, antwortete Richard.

»Dann besteht kein Zweifel. Ihr seid die, nach denen wir gesucht haben«, entschied der Mann. »Dieser Junge, Henrik, hat uns erklärt, wer Ihr seid. Wir sind gekommen, um Euch zu holen.«

Richards Sorge ließ nach, als er hörte, dass es Henrik war, der ihnen genau erklärt hatte, wer er und Kahlan waren.

»Es reicht«, sagte die Frau und wandte sich rasch wieder Richard zu. »Ich bin froh, dass wir rechtzeitig hier waren, Lord Rahl. Ich bin Ester. Jetzt müssen wir Euch beide erst einmal in Sicherheit bringen.«

»Richard genügt.«

»Jawohl, Lord Rahl«, sagte sie in Gedanken, so als würde sie nicht länger zuhören, während sie seine Wunden abtastete, um festzustellen, wie tief sie waren.

Sie gab einem der anderen Männer hinter ihr einen Wink. »Du wirst ihm helfen müssen. Er ist schwer verletzt. Wir müssen von hier fort sein, bevor die zurückkommen, die dies getan haben.«

Erleichtert, dass sie endlich bereit war aufzubrechen, eilten mehrere Männer herbei, um Richard aufzuhelfen. Kaum wieder auf den Beinen, bestand dieser darauf, zu Kahlan hinüberzugehen. Von den Männern gestützt, wankte er zum Wagen. Dort sah er, dass Kahlan immer noch bewusstlos war, aber atmete. Die Angst um ihren Zustand zerriss ihn, als er sie mit einer

Hand berührte. Ihre Kleider waren von dem schweren Kampf mit der Heckenmagd blutdurchtränkt, und der Gedanke an dieses abscheuliche Geschöpf und was es Kahlan angetan hatte, weckte erneut Richards Wut.

Die Heckenmagd hatte Kahlans Blut getrunken.

Er schob seine Hand durch den langen Schlitz in ihrem Hemd und ertastete die Stelle, wo die Vertrauten von Jit Kahlans Unterleib aufgeschlitzt hatten, um sie zur Ader zu lassen und ihr Blut aufzufangen, damit die Heckenmagd es trinken konnte. Was ihn beschäftigte, war nicht allein die Schwere der entsetzlichen Wunde, sondern auch ihr Blutverlust. Zu seiner Verblüffung entdeckte er an der Stelle nur ein paar geschwollene Falten in ihrer Haut; die lange Narbe war nahezu verheilt.

Da erinnerte sich Richard an die Berührung, die er gespürt hatte – die Berührung einer begonnenen, aber nicht abgeschlossenen Heilung. Zedd oder Nicci mussten Kahlans tiefe Wunde geheilt haben, den übrigen auf ihr noch sichtbaren Wunden konnte er jedoch entnehmen, dass sie, wie bei ihm auch, das Begonnene nicht zu Ende gebracht hatten. Er erinnerte sich, dass es in seinem Fall Niccis heilende Berührung gewesen war, demnach war es vermutlich Zedd gewesen, der mit Kahlans Heilung angefangen hatte. Doch Richard war sich sicher, dass sie weitere schwere Verletzungen haben musste, sonst wäre sie nicht bewusstlos.

»Gib es bei euch jemanden, der ihr helfen kann?«, wollte Richard wissen. »Einen mit der Gabe Gesegneten?«

Ester zögerte. »Wir haben jemanden, der mit der Gabe gesegnet ist und vielleicht helfen kann«, meinte sie schließlich.

Einer der Männer hinter ihr beugte sich näher, fasste sie an der Schulter ihres Kleides, zog sie leicht zurück und sprach leise in ihr Ohr. »Hältst du das für klug?«

Die Frau sah ihn verärgert an. »Was bleibt uns anderes übrig? Sollen wir sie stattdessen sterben lassen?«

Er richtete sich auf, seine einzige Antwort ein Seufzen.

»Aber wir müssen uns beeilen«, sagte Ester. »Sind sie erst tot, kann sie sie nicht mehr heilen.«

»Abgesehen davon«, erinnerte sie ein anderer, »müssen wir uns alle vor der Nacht in Sicherheit bringen.«

Auf seine Bemerkung hin blickten die anderen in der Dunkelheit um sich. Sie alle, fiel Richard auf, schienen horrende Angst zu haben, sich nach Einbruch der Dunkelheit im Freien aufzuhalten. Früher, als er noch Waldführer gewesen war, hatte er des Öfteren Landbewohner aufgesucht. Das Bedürfnis, sich nach Sonnenuntergang einzuschließen, war unter ihnen recht verbreitet. In entlegenen Gebieten neigten die Menschen eher zu Aberglauben, und ihnen allen gemein war die Angst vor Dunkelheit.

Auch wenn er zugeben musste, dass die Ängste dieser Menschen zweifellos real und berechtigt waren.

Richard sah zu, wie mehrere Männer Kahlan behutsam hochhoben und sie dann dem größten von ihnen über die Schulter legten. Richard hätte sie gern selbst getragen, wusste aber, dass er nicht einmal alleine laufen konnte. Widerstrebend ließ er zu, dass zwei der Männer ihn unter den Armen stützten und ihm halfen, sich auf den Beinen zu halten.

Im schwachen Mondlicht und dem goldenen Schein der Laternen, die mehrere der Dorfbewohner dabei hatten, schaute Richard nach hinten, hinter den Wagen, und gewahrte zum ersten Mal die zahllosen Leichen. Das waren keine Soldaten der Ersten Rotte. Seltsam blasse, halb nackte Gestalten lagen überall dahingestreckt am Boden. Angesichts ihrer klaffenden Wunden schien sich die Erste Rotte einen erbitterten Kampf geliefert zu

haben. In Anbetracht der großen Zahl der Toten war es kein Wunder, dass die feuchte Luft nach Blut und Grind roch.

Ganz in der Nähe, gleich hinter der Wagenecke, lag ein Toter mit weit offenem Mund ausgestreckt auf dem Rücken. Seine toten Augen starrten in den dunklen Nachthimmel.

Seine Zähne waren zu Spitzen abgefeilt.

Richards Großvater Zedd und die Hexenmeisterin Nicci hatten Elitesoldaten mitgebracht, um Richard und Kahlan sicher zum Palast des Volkes zurückzubringen. Keiner von ihnen hätte die beiden je im Stich gelassen. Richard ließ den Blick suchend über die zwischen den überall am Boden umherliegenden Uniformteilen, Rangabzeichen und Waffen der Ersten Rotte verstreuten Knochen schweifen. Es war ein grauenhafter Anblick, aber er sah nichts, das Zedd, Nicci oder Cara zu gehören schien.

Cara, seine und Kahlans persönliche Leibwächterin, war eine Mord-Sith. Sie hätte ihn niemals im Stich gelassen, aus keinem Grund außer ihrem eigenen Tod, und selbst dann wäre sie vermutlich aus dem Totenreich zurückgekommen, um ihn zu beschützen.

Er befürchtete, irgendwo da draußen in der Dunkelheit, wo er sie nicht sehen konnte, inmitten all der Toten, lagen die Gebeine all derer, die ihm so viel bedeuteten. Die Panik angesichts der Vorstellung, alle verloren zu haben, die ihm nahestanden, schnürte ihm die Brust zusammen.

»So beeilt euch doch«, drängte Ester die Männer, die Richard stützten. »Er blutet stark. Wir müssen zurück.«

Die anderen waren mehr als froh, den Anblick von so viel Tod endlich hinter sich lassen und sich wieder in Sicherheit bringen zu können.

Richard ließ sich von den Männern halb zu einem schmalen Pfad tragen, der durch die Wand aus Bäumen hindurch und in die Nacht führte.

Auf ihrem forschenden Marsch durch einen Wald, so dicht, dass der Boden des Pfades vom Mondlicht nahezu unberührt blieb, hielten alle um ihn herum das sie umgebende Dunkel aufmerksam im Blick. Auch Richards Blicke suchten den Wald ab, konnten aber jenseits des schwachen Laternenscheins kaum etwas erkennen. Unmöglich zu sagen, was sich in den schwarzen Tiefen der Wälder verbergen mochte, unmöglich zu sagen, ob diese rätselhaften, halb nackten Gestalten, die seine Freunde abgeschlachtet hatten, ihn womöglich verfolgten.

Jedes Geräusch erregte seine Aufmerksamkeit und zog seinen Blick auf sich, jeder Zweig, der ihn streifte oder sich an seinem Hosenbein verfang, beschleunigte seinen Herzschlag.

Soweit er erkennen konnte, führten seine Begleiter nichts weiter mit sich als ganz gewöhnliche Messer. Um seinen Angreifer auszuschalten, hatten sie sich eines Steins bedient. Hier, auf diesem dunklen Pfad, würde er nur äußerst ungern einer Horde dieser Schlächter begegnen und sich ihrer mit wenig mehr als ein paar Steinen erwehren müssen.

Er war froh, den verzierten Waffengurt aus Leder wieder über seiner rechten Schulter zu spüren, das Schwert an seiner linken Hüfte. Zur Beruhigung berührte er das vertraute Heft von Zeit zu Zeit gedankenverloren, auch wenn ihm klar war, dass er kaum in der Verfassung war für einen Kampf.

Trotzdem, allein die Berührung dieser uralten Waffe rüttelte

die ihr innewohnende Kraft wach, den stillen Sturm des in ihr eingeschlossenen Zorns, und gleichzeitig dessen Gegenpart in seinem, Richards Innerem, und verleitete ihn, sie auf den Plan zu rufen. Es war ein beruhigendes Gefühl, jederzeit über diese verlässliche Waffe und die dazugehörige Kraft verfügen zu können.

Da einige Dorfbewohner Laternen mitführten, suchte Richard die Schwärze nach dem Widerschein von Augen ab, der jenseits des begrenzten Radius des Lichtkegels die Anwesenheit und Position von Tieren verraten würde. Und obwohl er tatsächlich ein paar kleinere Tiere ausmachen konnte, Frösche etwa, einen Waschbären sowie einige Nachtvögel, sah er keine Augen von größeren, sie womöglich beobachtenden Tieren. Natürlich war es immer möglich, dass sich in den dichten Farnbüscheln oder Sträuchern, oder hinten, zwischen den Baumstämmen, irgendetwas Größeres verbarg und Richard dies einfach übersah.

Und natürlich wäre in dem Fall, dass ihre Beobachter Menschen waren, kein solcher Widerschein zu sehen gewesen.

Da in den schwarzen Tiefen des Waldes praktisch unmöglich irgendetwas zu erkennen war, verließ er sich als Warnung vor möglichen Gefahren stattdessen auf Geräusche und Gerüche. Doch außer dem Duft von Balsam, Farn und ebenjenem dichten Bodenbelag aus Kiefernadeln, trockenem Laub und Streu roch er nichts. Die einzigen Geräusche, die er hörte, waren das Summen der Insekten und ab und zu der schrille Ruf eines Nachtvogels. Gelegentlich hallten ferne, schwache Rufe von Kojoten durch die Berge.

Während des Fußmarschs unterließen es die Leute, die Richard und Kahlan in die Sicherheit ihres Dorfes brachten, miteinander zu sprechen. Die wachsame Gruppe marschierte zü-

gig, dabei nahezu lautlos, so wie es nur jemand konnte, der sein ganzes Leben in den Wäldern zugebracht hatte. Selbst der Mann vorneweg, der Kahlan trug, war kaum zu hören, während er sich den Pfad entlangbewegte. Richard, der nicht gut zu Fuß war und trotz der beiden ihn stützenden Männer das Tempo verschleppte, machte mehr Lärm als jeder andere, konnte aber wenig dagegen tun.

Angesichts der seltsamen menschlichen Leichname, die er in der Nähe des Wagens gesehen hatte, ganz zu schweigen von den beiden Männern, die ihn angegriffen hatten, den Dingen, die er zufällig aufgeschnappt hatte, wie auch den Warnungen, die er vorab über das Vordringen in die Dunklen Lande erhalten hatte, waren die Nervosität und übergroße Vorsicht dieser Leute nur zu verständlich. Seine beiden Angreifer wiesen keinerlei Ähnlichkeit mit den Toten auf, die er gesehen hatte. Wenn diese beiden Männer recht hatten, dann gehörten die Toten jenem rätselhaften Volk an, von dem sie gesprochen hatten, den Shun-tuk.

Anders als bei den Landbewohnern, die Richard aus seiner Heimat kannte, schienen die Befürchtungen seiner Begleiter nicht allein auf primitivem Aberglauben zu beruhen.

Er wusste es zu schätzen, wenn Menschen reale Gefahren ernst nahmen. Meist waren es die mutwillig Unwissenden – Menschen, die die Existenz von Schwierigkeiten nicht wahrhaben wollten –, die durch ihr grundsätzliches Leugnen Ärger erst heraufbeschworen. Es war unmöglich, auf Dinge vorbereitet zu sein, die man niemals in Betracht gezogen hatte, mit denen zu befassen man sich weigerte. Angst war mitunter ein wertvolles Mittel im Überlebenskampf, weshalb Richard es für töricht hielt, sie zu ignorieren. Gleichwohl war ihm ihre leichte Bewaffnung Anzeichen dafür, dass sie die Gefahren wohl doch nicht ernst genug nahmen.

Entweder das, oder die Gefahren, denen sie sich gegenüber-sahen, waren neu für sie.

Nicht lange, und sie verließen unvermittelt die beengende, bedrückende Dunkelheit des Waldes und gelangten in offenes Gelände. Ein zarter Nebel, hervorgerufen durch kühlere Luft, legte sich feucht auf Richards Gesicht.

In der Ferne, jenseits der leicht geschwungenen Hügel-landschaft vor ihnen, erblickte Richard eine vom gedämpften Mondschein beschienene Wand aus nacktem Fels. Auf halber Höhe der Klippenwand, in Höhlengängen, die offenbar bis tief in den Fels reichten, konnte er ein schwaches, flackerndes Licht erkennen, vermutlich von Kerzen oder Laternen.

Auf seinem Weg geradewegs auf diese Felswand zu führte der Pfad zwischen ausgedehnten Feldern hindurch, einige bepflanzt mit Getreide, andere mit Gemüse. Kaum befanden sie sich in-mitten der sich vor dem Sockel der hoch aufragenden Felswand erstreckenden Felder, fühlten sich seine Begleiter sicher genug, um untereinander zu tuscheln anzufangen.

Als sie sich der Felswand näherten, stießen sie auf Pferche, errichtet aus gespaltenen Geländerbalken, die teils Schafe, teils ziemlich magere Schweine enthielten. In der Ecke eines Ge-heges drängten sich ein paar Milchkühe zusammen. Längliche Verschläge, zwischen den von der über ihnen aufragenden Fels-wand herabgefallenen Felsbrocken gelegen, schienen für Hüh-ner bestimmt, die sich zweifellos für die Nacht auf ihre Stangen zurückgezogen hatten. Richard sah ein paar Männer, die die Tiere versorgten.

Einer von ihnen kümmerte sich gerade um die Schafe, gab ihnen einen Klaps auf den Rücken, damit sie zur Seite gingen, während er sich einen Weg durch die kleine, aber dichte Her-de bahnte, die sich in dem großen Pferch zusammendrängte.

»Was gibt's denn, Henry?« erkundigte sich Ester beim Näherkommen. »Was tut ihr Männer hier unten zu dieser nächtlichen Stunde?«

Der Mann konnte nicht umhin, die Fremden, die man herbrachte, für einen kurzen Moment anzustarren: einen Mann, den man beim Gehen stützte, und eine Frau mit langem Haar, die über den Schultern eines Mannes lag. Er wies mit einer Handbewegung auf das ordentliche Gitternetz aus Pferchen.

»Die Tiere sind unruhig.«

Richard sah über seine Schulter. Seine Linke ruhte auf dem vertrauten Heft seines Schwertes, als sein Blick über die Felder zwischen ihnen und der dunklen Masse der Wälder schweifte. Er bemerkte nichts Ungewöhnliches.

»Ich denke, ihr lasst besser von den Tieren ab und begeben euch nach drinnen«, sagte er, während sein Blick suchend über die dunkle Baumreihe glitt.

Die Stirn gerunzelt, nahm der Mann seine Strickkappe ab und kratzte sich in seinem schütterten weißen Haar. »Und wer, bitte, seid Ihr, dass Ihr mir sagt, was ich mit unseren Tieren tun soll?«

Achselzuckend blickte Richard sich zu dem Mann um, legte dann aber, als er seine Beine nachgeben spürte, seinen Arm wieder um die Schulter eines der Männer neben ihm. »Nur jemand, der es nicht mag, wenn Tiere unruhig sind, außerdem habe ich diese Nacht schon eine Menge furchteinflößender Dinge gesehen – und das gar nicht so weit hinter uns.«

»Er hat recht«, sagte Ester und machte sich wieder auf den Weg in Richtung Felswand. »Am besten, du gehst mit uns zusammen hoch nach drinnen.«

Henry setzte seine Kappe wieder auf und warf einen besorgten Blick hinüber zu der stillen Wand aus Bäumen, direkt hin-

ter dem fernen Rand der Felder. Die hohen Föhren sahen aus wie Wächter, die dem Mondlicht das Eindringen verwehrten.

Mit einem Nicken gab er sich geschlagen. »Ich werde die anderen gleich hinter euch nach oben bringen.«

Gestützt von den beiden Männern rechts und links, folgte Richard hinter Ester, die wiederum gleich hinter dem Mann ging, der Kahlan trug. Ein Mann mit einer Laterne, vorne an der Spitze der kleinen auf die Felswand zusteuernenden Gruppe, sah sich hin und wieder um und achtete darauf, dass keiner zurückblieb.

Kahlan, das Haar blutverkrustet, hing mit baumelnden Armen schlaff und bewusstlos über der Schulter des Mannes, der sie trug. Im Mondschein konnte Richard die Wunden erkennen, hervorgerufen durch die Dornenranken, mit deren Hilfe die Heckenmagd sie gefesselt und gefangen gesetzt hatte. Blut aus diesen und anderen Wunden tropfte ab und an von ihren Fingerspitzen.

Diese Dornenranken mussten mit einer Substanz bedeckt gewesen sein, die verhinderte, dass sich die Wunden richtig schlossen, denn auch aus seinen sickerte noch immer Blut. Immerhin hatte er die Heckenmagd töten können, ehe sie Kahlan vollends hatte ausbluten lassen. Seine Frau war schwer verletzt, lebte aber wenigstens noch.

Er hatte während des ganzen Weges durch den Wald zum Dorf das dringende Bedürfnis verspürt, anzuhalten und sie eigenhändig zu heilen – auch wenn er wusste, dass er für die Bewältigung einer solchen Aufgabe gar nicht in der Verfassung war. Es hätte dafür aufseiten der die Heilung durchführenden

Person einer Vielzahl von Kräften bedurft, Kräfte, die er derzeit nicht besaß. Vernünftiger war es, jemanden zu finden, der ihr half.

Sobald er Kahlan in Sicherheit wusste, würde er in Erfahrung bringen müssen, was den Soldaten der Ersten Rotte und den Freunden in ihrer Begleitung zugestoßen war.

Als sie sich dem Fuß der Felswand näherten, bahnte sich die kleine Gruppe einen Weg durch ein ausgedehntes Geröllfeld – im Laufe der Zeit entstanden durch aus der Felswand abgespaltenes Gestein, das sich unten angesammelt hatte. An manchen Stellen mussten Richards im Gänsemarsch gehenden Begleiter sich unter massiven Felsplatten hinwegducken, die von der Bergflanke herabgefallen waren und nun auf dem Chaos aus Gesteinstrümmern ruhten.

Richard war überrascht, die Leute vor ihm einen schmalen Pfad in Angriff nehmen zu sehen, der direkt die Stirnseite der Felswand hinaufführte. Verborgen hinter einem Gestrüppgewirr, wäre er leicht zu übersehen gewesen, hätte er nicht beobachtet, wie die vor ihm Gehenden ihn emporzusteigen begannen.

Er war davon ausgegangen, dass sie vielleicht Leitern hätten, die zu den bewohnten Höhlen hinaufführten, oder sogar einen Höhlengang im Innern des Bergmassivs, doch offenbar gab es nur einen Weg nach oben: über den aus natürlichen Klippen und Vorsprüngen in der Felswand bestehenden Pfad. Wo es keine natürlichen Tritte gab, hatte man das Gestein offenbar mit großem Aufwand abgetragen. Im spärlichen gelblichen Schein der Laternen, die einige der vorne Gehenden trugen, konnte er erkennen, dass das Gestein glattgetreten war – von Menschen, die, vermutlich schon seit Jahrtausenden, beim Erklimmen der Felswand diesen Pfad emporgestiegen waren.

»Was ist das für ein Ort?«, erkundigte sich Richard mit leiser Stimme.

Ester sah über ihre Schulter. »Unser Dorf, Stroyza.«

Richard stockte kurz. Er fragte sich, ob sie wusste, was der Name bedeutete. Es gab nur noch wenige Zeitgenossen, die Hoch-D'Haran verstanden. Einer von ihnen war er selbst.

»Und wieso lebt ihr hier oben? Warum baut ihr nicht unten zwischen den Feldern, dann müsstet ihr nicht ständig diese tückische Felswand rauf- und runterklettern?«

»Es ist der Ort, wo unser Volk schon immer gelebt hat.« Als ihm das als Begründung nicht zu genügen schien, zeigte sie ihm ein nachsichtiges Lächeln. »Meint Ihr nicht, sie wäre ebenso tückisch für jeden, der uns des Nachts überfallen wollte?«

Richard blickte zu den tanzenden Punkten aus Laternenschein weiter vorn hinüber, wo die Leute sich behutsam einen Weg nach oben bahnten. Der Pfad war nicht annähernd breit genug, um ihn auf beiden Seiten zu stützen, weshalb einer der Männer unmittelbar hinter ihm ging, bereit, ihn abzusichern, falls er stolpern sollte. Zum Glück hatte man an besonders engen Stellen eiserne Handgriffe in die Felswand getrieben.

Leider befanden sich diese auf der linken Seite, und seinen bandagierten linken Arm hatte es am schlimmsten erwischt. Er hatte solche Schmerzen, dass seine Finger kaum die Eisengriffe packen konnten, sodass er manchmal mit der Rechten hinüberlangen musste, was das Kraxeln zusätzlich erschwerte. Der hinter ihm gehende Mann hielt sich mit einer Hand an den Eisengriffen fest und stützte Richard mit der anderen, um zu verhindern, dass er stürzte. Der Blick in die Tiefe offenbarte im blassen Mondschein einen schwindelerregenden Abgrund.

Als sie endlich oben ankamen, wartete dort eine kleine Abordnung der Dorfbewohner, um sie zu begrüßen. Als Richard

auf die freie Fläche trat, wich die Gruppe zurück, um den Eintreffenden Platz zu machen. Er konnte sehen, dass der geräumige, natürlich entstandene Hohlraum sich stellenweise zu mehreren höhlenähnlichen Gängen verzweigte, die tiefer in das Bergmassiv hineinführten. Besorgnis lag auf den Gesichtern der Leute, als sie sahen, wie die verletzten Fremden hereingebracht wurden.

Mehrere Katzen kamen aus dem Dunkeln hervor, um die Rückkehrer aus dem Dorf zu begrüßen. Hinten in den Höhlengängen erblickte Richard weitere dieser scheuen Geschöpfe. Die meisten von ihnen waren schwarz.

»Wir sind froh, euch alle wieder wohlbehalten hier zu sehen«, begrüßte sie einer der Wartenden. »Wir hatten uns schon Sorgen gemacht, weil ihr so lange nach Einbruch der Dunkelheit noch draußen wart.«

Ester nickte. »Ich weiß. Es war nicht zu ändern. Zum Glück haben wir sie gefunden.«

Ehe Ester ihn vorstellen konnte, erspähte Henrik sie und kam aus dem Schutz der Schatten angelaufen, um sie zu begrüßen.

»Lord Rahl! Lord Rahl! Ihr lebt!«

Ein erstauntes Raunen ging durch die kleine Abordnung der Dörfler. Offenbar waren nicht alle im Dorf darüber unterrichtet worden, wen die Gruppe zu bergen aufgebrochen war.

»Lord Rahl ... der Herrscher des D'Haranischen Reiches?«, fragte ein Mann, während sich das Getuschel weiter unter den Versammelten ausbreitete.

Trotz seiner Schmerzen nickte Richard. »Ganz recht.«

Als sie Anstalten machten, auf ein Knie runterzugehen, unterband Richard die Ergebenheitsbezeugung kurzerhand mit einer Geste. »Nichts dergleichen, bitte.«

Während sich alle zögernd wieder erhoben, rang sich Richard ein Lächeln für den Jungen ab. »Ich bin erleichtert zu sehen, dass du wohlauf bist, Henrik.«

Der Mann, der Kahlan trug, ließ ihren schlaffen Körper von der Schulter gleiten. Sofort eilten mehrere Leute herbei, um zu helfen.

Ester stellte rasch ein paar der Dorfbewohner vor, die sich um sie geschart hatten, brach dann aber vorzeitig ab. »Wir müssen sie nach drinnen schaffen. Sie sind beide schwer verletzt. Wir müssen ihre Verletzungen versorgen.«

Unter den Blicken mehrerer Katzen folgte ihr die kleine Menschenansammlung, als Ester sie kurzerhand nach hinten in einen der breiteren Höhlengänge führte. In die natürlichen Spalten und Risse entlang des Weges in den hinteren Teil der Höhle war eine ganze Reihe von Räumen gebaut worden. Viele dieser Räume, wie auch das Labyrinth aus Höhlengängen, waren aus dem weichen Gestein gegraben worden. Allerdings hatte man, um die Lücken auszufüllen, einige davon mit Frontseiten aus vermörtelten Steinmauern versehen. Einige Unterkünfte hatten Holztüren, andere waren mit Tierfellen verhängt, sodass eine aus kleinen Behausungen bestehende Gemeinde entstand.

Die wabenähnlichen Wohnstätten in diesem engen, unübersichtlichen Bau schienen auf ein karges Dasein hinzudeuten, Richard nahm jedoch an, dass die Sicherheit dieses so hoch droben im Innern des Berges gelegenen Dorfes dies mehr als wettmachte. Die Kleider, die die Leute um ihn herum trugen, kündeten ebenfalls von einer asketischen Lebensweise in ihrem kleinen Dorf. Sie alle trugen die gleiche Art von grob gewebtem Stoff, der bestens mit der Farbe des Gesteins harmonierte.

Ester zupfte eine vor ihr gehende Frau am Ärmel und beugte sich zu ihr. »Hol Sammie her.«

Die Frau blickte fragend über ihre Schulter. »Sammie?«

Ester bejahte dies mit einem entschlossenen Nicken. »Die beiden müssen dringend geheilt werden.«

»Sammie?«, fragte die Frau noch einmal.

»Ja, und beeil dich. Wir haben keine Zeit zu verlieren.«

»Aber ...«

»Geh schon«, kommandierte Ester mit einer Handbewegung. »Beeil dich. Ich werde sie zu mir bringen.«

Während die Frau davoneilte, um die von Ester verlangte Hilfe zu holen, drängte die Gruppe in einen engeren Höhlen-gang hinein und gelangte schließlich zu einer mit einem schwe-ren Behang aus Schaffell verhängten Türöffnung. Ester und mehrere andere traten gebückt ein. Einer der Männer zünde-te, kaum hatte er den kleinen Raum betreten, sogleich Dut-zende von Kerzen an. Derbe, aber farbenfrohe Teppiche be-deckten den Boden und bildeten einen deutlichen Kontrast zu dem schlichten Holztisch, den drei Stühlen und einer seitlich stehenden Kiste. Die einzigen anderen Sitzgelegenheiten boten Kissen, gefertigt aus einem ähnlich schmucklosen Material, aus dem auch ihre Kleidung bestand.

Ester dirigierte die Männer, die Kahlan trugen, zur einen Seite des Raums hinüber, wo diese sie behutsam auf einem mit einer Anzahl schlichter, abgenutzter Kissen gepolsterten Lamm-fell ablegten. Die Männer bei Richard halfen ihm, sich, an meh-rere Kissen gelehnt, auf den Boden zu setzen.

»Wir müssen sofort mit der Versorgung Eurer Verletzungen beginnen«, erklärte Ester Richard und wandte sich dann um zu einigen der Frauen, die ihnen nach drinnen gefolgt waren. »Holt warmes Wasser und ein paar Tücher. Wir werden einen Wickel zurechtmachen müssen. Bringt auch Verbände und Na-del und Faden mit.«

Als die kleine Gruppe von Frauen wieder aus dem bescheidenen Quartier nach draußen eilte, um ihren Anordnungen Folge zu leisten, kniete Ester neben Richard nieder. Mit sanfter Hand hob sie seinen Arm behutsam an und lockerte den Druckverband, um einen Blick unter die blutdurchtränkte Bandage werfen zu können.

»Die Farbe Eures Arms gefällt mir gar nicht«, meinte sie. »Diese Bisswunden müssen ausgewaschen werden. Einige müssen genäht werden.« Sie blickte hoch in seine Augen. »Außerdem braucht Ihr fähigere Hilfe.«

Richard wusste, was sie meinte: Um ihn zu heilen, bedurfte es einer mit der Gabe gesegneten Person. Er nickte, lehnte sich zur Seite und strich Kahlan behutsam einige Haarsträhnen aus dem Gesicht, sodass er die Innenseite seines Handgelenks an ihre Stirn legen konnte. Sie fühlte sich fiebrig an.

»Ich kann warten«, meinte er. »Ich möchte, dass du dich zuerst um die Mutter Konfessor kümmerst.«

Als er sich wieder Ester zuwandte, hatten ihre Züge einen angespannten Ausdruck angenommen. Offensichtlich befürchtete sie, dass er es war, der sofort Hilfe brauchte.

Richard milderte seinen Ton. »Ich bin für alles dankbar, was du und deine Leute getan haben, aber bitte, ich möchte, dass du zuerst meiner Gemahlin hilfst. Du hast ja recht, meine Bisswunden müssen dringend versorgt werden, aber sie ist bewusstlos und offensichtlich in großer Gefahr. Vielleicht können meine Wunden ja genäht und verbunden werden, während eure mit der Gabe gesegnete Person erst einmal dafür sorgt, dass der Mutter Konfessor geholfen wird. Bitte, ihr Zustand macht mir große Sorgen. Ich muss mich darauf verlassen können, dass sie wieder gesund wird.«

Für einen kurzen Moment sah Ester ihm wieder in die Au-

gen, dann lächelte sie schüchtern. »Verstehe.« Sie wandte sich herum und machte eine schnelle Handbewegung. »Peter, bitte geh und sorg dafür, dass Sammie so schnell wie möglich herkommt.«

6

Richard ließ von Kahlan ab, als er draußen in den Gängen Leute kommen hörte. Die erste Frau, die unter dem Schaffell des Türdurchgangs hindurchtauchte, hatte einen Eimer Wasser dabei. Die anderen Frauen brachten einen zweiten Wassereimer mit, dazu Verbände sowie weitere Utensilien.

Zu seiner Überraschung sah er als Nächstes einige ältere Frauen eintreten, die ein hauchzartes Geschöpf hereinführten, das gerade erst am Beginn der Blüte zur vollen Weiblichkeit stand. Eine Mähne langen schwarzen Haars rahmte ihr schmales Gesicht. Die dunklen Augen staunend geweitet, stand sie etwas schüchtern inmitten der Gruppe der sie behütenden Frauen. Die glatte Haut ihres schmalen Gesichts hinter der Masse ihrer dunklen Locken wirkte im Schein der Kerzen blass, sehr blass.

Ester erhob sich und wies hinter sich auf Richard. »Sammie, das hier ist Lord Rahl. Die Frau, die dort liegt, ist seine Gemahlin, die Mutter Konfessor. Die beiden sind schwer verletzt und brauchen deine Hilfe.«

Die dunklen Augen des Mädchens sahen kurz nach unten, um Kahlan in Augenschein zu nehmen, ehe sie den Blick wieder auf Ester richtete. Auf deren Drängen trat sie zögernd einen Schritt vor, lupfte den Saum ihres Kleides rechts und links und vollführte einen ungelinken Knicks vor Richard.

Richard konnte unschwer erkennen, dass sie nicht bloß schüchtern war, sie hatte Angst vor ihm. Geboren und auf-

gewachsen in einem derart kleinen, abgelegenen Ort, bekam sie wahrscheinlich nur selten Fremde zu Gesicht, erst recht nicht solche wie ihn. Um sie zu beruhigen, zwang er sich trotz seiner Schmerzen und seiner Sorge um Kahlan zu einem freundlichen Lächeln.

»Danke, dass du gekommen bist, Sammie.«

Sie nickte, die dünnen Arme um ihren Körper geschlungen, zog sich dann ohne ein Wort der Erwiderung wieder in die Obhut der älteren Frauen zurück.

»Sammie, würdest du uns bitte einen Augenblick entschuldigen?« Er sah hoch zu Ester. »Könnte ich dich unter vier Augen sprechen?«

Ester ahnte offenbar, warum er sie alleine sprechen wollte. Als Antwort rang sie sich ein dünnes Lächeln ab, ehe sie das kleine Grüppchen wieder Richtung Tür drängte. Die Frauen schienen verwirrt und zögerten, als Ester sie hinausscheuchte, gehorchten aber dann. Sie hatten den Raum kaum verlassen, als Ester den Durchgang wieder mit dem Schaffell verhängte.

»Lord Rahl, mir ist klar, dass ...«

»Sie ist ein Kind.«

Sie straffte sich, verschränkte die Hände vor dem Körper und atmete tief durch. Dann trat sie, ihre Worte sorgfältig wählend, näher.

»Richtig, Lord Rahl, ein Kind, aber trotz ihrer gerade mal fünfzehn Jahre mit der Gabe gesegnet. Das ist es, was Ihr jetzt beide braucht. Ich kann Schnittwunden und Kratzer versorgen, ich kann ein Fieber mit Kräutern behandeln, manchmal sogar einen gebrochenen Knochen richten, aber« – sie wies auf Kahlan – »wie ich ihr helfen soll, weiß ich nicht. Ich habe ja nicht mal eine Ahnung, was ihr fehlt. Es stimmt, Sammie ist jung, aber es mangelt ihr weder an Wissen noch an Können.«

Richard erinnerte sich noch sehr gut, wie er selbst in Sammies Alter gewesen war. Er hatte sich für durch und durch erwachsen gehalten, hatte geglaubt zu wissen, wie die Welt funktionierte. Und obwohl er über mehr Kenntnisse verfügte, als die meisten Erwachsenen ihm zutrauten, hatte er erst mit dem Älterwerden begriffen, dass sein Wissen deutlich bescheidener war, als er angenommen hatte, und zwar hauptsächlich deswegen, weil er gar nicht verstand, wie viel es noch zu lernen gab. Wenn er jetzt, als Erwachsener, jemanden dieses Alters vor sich hatte, verstand er in der Rückschau, wie begrenzt die Weltsicht eines jungen Menschen in Wahrheit war.

Dieses Alter frühen Selbstvertrauens hatte etwas von einer trügerischen Morgendämmerung. Das Eigentliche stand unmittelbar bevor, doch obwohl schon zum Greifen nahe, war es noch nicht ganz da. Und selbst wenn es schon heraufzudämmern begann, gab es stets noch mehr zu lernen. Zedds Worte kamen ihm in den Sinn: Hohes Alter bedeutet lediglich die Erkenntnis, dass man niemals alles wissen wird, und schon gar nicht genug.

Es war mehr als beunruhigend für ihn, Kahlans Leben in die Hände einer Person von so begrenzter Erfahrung zu legen.

»Aber sie ist noch ein Kind«, wiederholte Richard leise, damit die draußen ihn nicht hören konnten. »Das hier ist eine schwierige und komplizierte Aufgabe, selbst für jemanden mit Erfahrung in diesen Dingen.«

Ester neigte respektvoll den Kopf. »Lord Rahl, wenn Ihr nicht wollt, dass Sammie es versucht, so ist das selbstverständlich Eure Entscheidung, an die ich mich halten werde. Ich werde mein Bestes tun, Eure schlimmsten Wunden nähen und Eure anderen Verletzungen nach bestem Wissen versorgen. Ich kann versuchen, mir ein Bild zu machen, was der Mutter Kon-

fessor fehlt, und ein paar Kräuter und dergleichen zubereiten, die ihr vielleicht helfen werden.«

Sie hob den Kopf und sah ihm in die Augen. »Aber ich denke, Ihr wisst ebenso gut wie ich, dass das nicht reichen wird. Was Ihr beide braucht, ist eine Heilung durch eine mit der Gabe gesegneten Person. Wenn Ihr nicht wollt, dass Sammie sich an dieser größeren, unerlässlichen Aufgabe versucht, dann bleibt mir nur noch vorzuschlagen, dass Ihr Euch woandershin begeben, in der Hoffnung, jemanden zu finden, der eher nach Eurem Geschmack ist. Eine solche Reise wird nicht einfach sein. In den Dunklen Landen lässt sich unmöglich sagen, wie weit man auf der Suche nach einer solchen Person reisen muss. Lasst Euch gesagt sein, nicht viele verfügen über die Talente, die Ihr braucht. Jedenfalls nicht viele, denen ich über den Weg trauen würde. Eben deswegen konnte Jit ja all die verzweifelt Hilfe Suchenden ausnutzen. Sie hat gelegentlich einem Bedürftigen geholfen, um anderen Verzweifelten Hoffnung zu machen und dadurch noch mehr Opfer anzulocken. Glaubt Ihr, die Kraft für eine Reise zu haben, um eine vertrauenswürdige Person zu finden, die Euch helfen kann? Glaubt Ihr, die Mutter Konfessor würde eine solche Reise überstehen? Seid Ihr bereit, ihr Leben dafür aufs Spiel zu setzen, dass Ihr wartet, bis Ihr jemand anderen gefunden habt? Und wenn Euch dann die Verzweiflung packt, werdet Ihr es für jemanden mit dunklen Motiven riskieren und womöglich in den Händen einer Person wie Jit enden? Dass wir bereit sind, Euch zu helfen – selbst um das Risiko der Gefahr für uns selbst –, habt Ihr ja bereits gesehen.«

»Und warum tut Ihr das?«, wollte Richard wissen.

Ester zuckte die Achseln. »Wir helfen, weil wir wollen, dass auch uns geholfen wird, wenn wir in Gefahr geraten. So sind wir eben. Das war schon immer unsere Art, wie sie uns von

längst vergessenen Generationen überliefert wurde. Wir bringen unseren Kindern bei, Bedürftigen zu helfen, weil uns eines Tages dasselbe Schicksal ereilen kann und wir nur dann auf Hilfe hoffen können, wenn wir ihrer würdig sind – wenn wir bereit sind, Hilfe zu gewähren und nicht bloß zu empfangen. Wir glauben daran, andere so zu behandeln, wie wir behandelt werden möchten.«

»Schätze, genau das war auch stets mein Leitgedanke im Leben«, meinte Richard.

»Lord Rahl, ich sage Euch, Sammie mag erst fünfzehn sein, aber sie besitzt die Gabe und hat ein gutes Herz. Mehr können wir nicht anbieten, es ist das Beste, was wir zu bieten haben. Seid Ihr wirklich sicher, dass Ihr unsere Hilfe unter diesen Umständen ablehnen wollt?«

Richard wusste, er war nicht in der Verfassung, Kahlan selbst zu heilen. Schlimmer, er glaubte es nicht einmal zu können. Um ihr das Leben zu retten, hatte er vorhin beim Wagen seine Gabe heraufbeschwören wollen, doch die hatte überhaupt nicht reagiert. Offenkundig war mit seiner Gabe etwas ernstlich nicht in Ordnung. Wenn sie sich sogar weigerte, ihre Ermordung zu verhindern, würde sie auch nicht reagieren, um sie zu heilen.

Ihm war völlig schleierhaft, was mit seinem begnadeten Talent nicht stimmen könnte. Er wusste nur, es funktionierte nicht.

So dringend sie beide Hilfe benötigten – in seinem gegenwärtigen Zustand würde er nicht weit kommen. Zedd und Nicci hatten mit ihrer beider Heilung begonnen, als sie hinten auf dem fahrenden Wagen gelegen hatten – das hätten sie wohl kaum getan, wenn es nicht dringend gewesen wäre.

Trotzdem, so ganz traute er den Beweggründen dieser Dörfler nicht.

Wenn er nicht bereit war, die Hilfe dieses mit der Gabe gesegneten Mädchens anzunehmen, gab es nur eine Alternative: Er musste Ester ihre Wunden versorgen lassen, mit Nadel und Faden, Kräutern und Wickeln. Ester hatte recht: Diese Art der Hilfe würde nicht ausreichen, schon gar nicht für Kahlans.

Nicht nur Kahlans Leben, sondern auch das seiner Freunde hing davon ab, dass er die richtige Entscheidung traf. Zudem hatte er nicht das Gefühl, übermäßig viel Zeit zu haben.

Gabe hin oder her, er war unschlüssig, ob er es wagen konnte, einem so jungen und unerfahrenen Ding Kahlans Leben anzuvertrauen. In Fragen der Gabe konnte ein Fehler tödlich sein.

»Vertraut ihr denn ihren Fähigkeiten?«

Ester raffte ihr graues Kleid und kniete erneut neben ihm nieder. »Sammie ist ein ernsthaftes Mädchen. Ihre Mutter war eine Hexenmeisterin. Was möglicherweise der Grund dafür ist, dass sie reifer wirkt, als man aufgrund ihres Alters sonst vermuten würde. Ich selbst besitze nicht die Gabe, daher weiß ich nicht viel über diese Talente, aber ich weiß, dass ihre Mutter die Gabe an Sammie weitervererbt hat. Daran besteht kein Zweifel.«

»Wo ist ihre Mutter jetzt?«

Esters Blick senkte sich zum Boden. »Es ist noch nicht lange her, da fanden wir die Überreste von Sammies Vater, nicht aber die ihrer Mutter. Wir vermuten, dass ihre Mutter aufgegriffen und verschleppt wurde. Auch wenn Sammie die Hoffnung noch nicht aufgegeben hat, glaube ich nicht, dass sie noch lebt.«

»Verschleppt?«

Ester sah auf, ihm in die Augen. »Wie Eure Begleiter. Und wie beinahe auch die Mutter Konfessor. Die Dunklen Lande waren seit altersher ein gefährlicher Ort. Wir leben schon seit Langem mit diesen Gefahren und wissen uns recht gut dagegen

zu schützen. Doch jetzt geschehen schreckliche Dinge, die wir nicht verstehen und gegen die wir uns nicht wehren können. Wir brauchen Hilfe.«

Richard wischte sich mit der Hand über den Mund. Er hatte richtig vermutet, eben das hatten die Männer gemeint, die vorhin am Wagen bei seiner Rettung geholfen hatten. Schon möglich, dass sie stets nach der Maxime gelebt hatten, anderen zu helfen, weil auch sie wollten, dass man ihnen half. In diesem Fall jedoch benötigten sie Hilfe, wie sie ihnen nur jemand wie Lord Rahl gewähren konnte. Angesichts der grässlichen Dinge, die er gesehen hatte, war unschwer zu verstehen, warum sie so verzweifelt Hilfe suchten. Er konnte ihnen ihre Beweggründe nicht verdenken.

Er richtete seinen Blick wieder auf Kahlan und beobachtete kurz ihren flachen Atem. Konnte er es wagen, ihr Leben einem so unerfahrenen Mädchen anzuvertrauen?

Hatte er überhaupt eine Wahl?

»Also gut«, seufzte er schließlich schicksalsergeben.

Kaum hatte sie sein Einverständnis, sprang Ester auf, schlug den dicken Vorhang vor dem Türdurchgang zurück, tauchte darunter hindurch und eilte auf den Gang hinaus. Richard konnte hören, wie sie die anderen bat, den Lord Rahl und die Mutter Konfessor unter keinen Umständen zu stören. Diese bekundeten murmelnd, sie hätten verstanden.

Kurz darauf führte Ester das Mädchen wieder herein, alle anderen ließ sie draußen im Gang warten. Die Hand ermutigend auf ihrer Schulter, schob sie sie abermals in den Raum hinein und ließ ein weiteres Mal das Schaffell vor den Durchgang fallen. Ein Stück weit seitlich lag die Katze und hob ihr Hinterbein, um das glänzende Fell auf ihrem Bauch zu putzen.

Sammie – verkrampt und offenbar viel zu verängstigt, um näher zu treten – war unmittelbar hinter dem Eingang stehen geblieben. Die makellose Haut ihrer noch unreifen Züge ließ sie beinahe wie eine aus feinstem Marmor gemeißelte Statue erscheinen.

Richard streckte ihr seine unverletzte Hand entgegen und winkte einladend. »Bitte, Sammie, komm her und setz dich zu mir.«

Als Sammie zögernd näher trat, ergriff er behutsam ihre Hand und drängte sie, sich neben ihn zu knien. Sie hockte sich auf ihre Fersen, darauf bedacht, ihm bloß nicht zu nahe zu kommen. Ihre großen, immer noch auf ihn gehefteten Augen

funkelten im Schein der Kerze. Wenn sie nur wüsste, dass er wahrscheinlich mehr zu befürchten hatte als sie.

Als Ester sah, dass das Mädchen bei ihm gut aufgehoben war, schob sie den Wassereimer mit dem Fuß quer über den Boden und trug die Verbände und anderen Utensilien zu Kahlan hinüber, wo sie in die Hocke ging und sich eilends daranmachte, Kahlans schlimmste Verletzungen zu säubern.

»Tut mir leid zu hören, dass dein Vater tot ist und deine Mutter verschollen«, sagte Richard.

Bei der Erwähnung ihrer Eltern stiegen Sammie die Tränen in die Augen. »Danke, Lord Rahl.« Ihre Stimme war so dünn und zaghaft wie alles an ihr und durchdrungen von dem einsamen, schmerzlichen Unterton untröstlichen Leids.

»Wenn du uns helfen kannst, kann ich vielleicht dir helfen, deine Mutter wiederzufinden.«

Auf Sammies Stirn zuckte es, sie schien verwirrt. »Ihr seid der Herrscher des D'Haranischen Reiches.« Sie wischte sich eine Träne fort. »Weshalb solltet Ihr Euch damit abgeben, jemandem aus einem kleinen Dorf wie Stroyza zu helfen?«

Richard zuckte die Achseln. »Ich bin nicht zum Anführer geworden, weil ich über die Menschen herrschen wollte. Ich bin es geworden, weil ich dazu beitragen wollte, Schaden von unserem Volk abzuwenden. Wenn einer der Menschen, die zu beschützen ich vereidigt wurde, verletzt wird oder in Gefahr gerät, ganz gleich, um wen es sich handelt, dann geht mich das etwas an.«

Sie schien verdutzt. »Hannis Arc herrscht über die gesamten Dunklen Lande, unser Dorf eingeschlossen. Ich bin ihm nie begegnet, aber ich habe niemals irgendjemanden sagen hören, dass er sich um unseren Schutz gekümmert hätte. Beileibe nicht. Wie ich hörte, interessiert er sich nur für Prophetie.«

»Dasselbe habe ich auch gehört«, sagte Richard. »Aber ich

teile sein Interesse für Prophetie nicht. Ich glaube, dass wir für unsere Zukunft selbst verantwortlich sind. Was zum Teil der Grund für mein Hiersein ist. Wir beide, die Mutter Konfessor und ich, sind bei dem Versuch verwundet worden zu verhindern, dass eine schreckliche Prophezeiung in Erfüllung geht. Letztendlich war es unser freier Wille, nicht die Prophetie, der ausschlaggebend für die Ereignisse war.«

Das Mädchen sah aus dem Augenwinkel kurz zu Kahlan hinüber. »Tut mir leid, dass Eure Gemahlin verwundet wurde.« Ihre großen Augen wandten sich wieder Richard zu. »Meine Mutter meinte immer, ich besäße zwar die Gabe, trotzdem liege es bei mir und nicht dem Schicksal, etwas daraus zu machen.«

»Ein kluger Rat. Und hat sie dich auch im Gebrauch deiner Gabe unterwiesen?«

Ein Teil der Anspannung wich aus den knöchigen Schultern des Mädchens. »Sie hat mir mein Leben lang Sachen über meine Gabe beigebracht, aber meist ging es dabei um Kleinigkeiten.«

»Kleinigkeiten sind ein guter Anfang. Jedes umfassendere Verständnis fußt auf Kleinigkeiten. All die kleinen Dinge, die wir lernen, setzen wir zu größeren Ideen zusammen.«

Sammie strich mit dem Daumen eine Falte ihres Kleides glatt. »Sie hatte gerade damit angefangen, mich weiter zu unterrichten, mich über unsere Berufung zum Heilen aufzuklären. Sie meinte, ich wäre jetzt alt genug, um meine Kenntnisse zu erweitern. Dabei bin ich nach wie vor nur eine junge Hexenmeisterin. Verglichen mit der Gabe meiner Mutter ist mein Talent ein Nichts, erst recht nicht verglichen mit einem Mann wie Euch, Lord Rahl.«

Richard konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen. »Als ich erfuhr, dass ich die Gabe besitze, war ich schon sehr viel äl-

ter als du jetzt. In meiner Jugend hat mir kein Mensch davon erzählt. Ich könnte mir denken, dass du nach alldem, was dir deine Mutter beigebracht hat, wahrscheinlich sehr viel mehr über die Gabe weißt als selbst ich.«

Auf ihrer glatten Stirn erschienen skeptische Falten. »Wirklich?«

»Ja, wirklich. Ich habe seitdem von meinem Talent Gebrauch gemacht, wenn auch anders als die meisten mit der Gabe Gesegneten. Ich habe mit meinem Talent zerstört und geheilt, aber ich habe es instinktiv getan, aus Not und Verzweiflung. Und ich habe mich dabei von meiner Gabe leiten lassen, nicht von irgendetwas, das man mir beigebracht hatte.«

Sammie verlagerte das Gewicht auf die andere Hüfte und dachte darüber nach. Unterdessen kam die schwarze Katze herbeigeschlendert und rieb sich an dem Mädchen, ehe sie auf leisen Sohlen zu Kahlan hinübertapste.

»Es muss beängstigend sein, wenn man die Gabe hat, sie aber nicht zu nutzen weiß, nicht weiß, wie man sie beherrschen kann.«

Trotz seiner Schmerzen und seiner Sorge um Kahlan konnte er nicht umhin, kurz leise in sich hineinzulachen. »Wenn du wüsstest.«

Sie musterte ihn mit undurchdringlichem Blick. »Aber trotzdem, Ihr müsst Eure Kraft doch richtig gut benutzen können. Schließlich seid Ihr Lord Rahl. Ich hab erzählen hören, dass das Volk D'Haras der Stahl gegen den Stahl ist, damit Ihr die Magie gegen die Magie sein könnt.«

Richard verschwieg ihr, dass seine Kraft im Augenblick nicht funktionierte.

Aus dem Augenwinkel sah er die Katze sich vorsichtig strecken, um Kahlans Stiefel zu beschnuppern. Ihre kleine schwar-

ze Nase glitt daran entlang, verharrte dicht über ihrem Bein und wanderte dann weiter nach oben, ihren Arm entlang, ihre Haut aber nicht berührend. Dann, ganz plötzlich, schreckte sie zurück. Fauchend schürzte sie die Lippen und entblößte dabei scharfe kleine Zähne. Offenbar, dachte Richard, mochte sie es nicht, wenn sich eine nach Blut riechende Fremde mitten unter ihnen befand.

»Sind alle Katzen, die hier leben, schwarz?«, wandte sich Richard an Sammie.

Sie schaute unter gesenkten Brauen zu ihm hoch. »Sie sind es, wenn sie es sein müssen.«

Richard runzelte die Stirn. »Was heißt das?«

»Im Dunkeln sind sie alle schwarz«, antwortete sie geheimnisvoll.

Ester, die neben Kahlan kniete, schlug mit ihrem Lappen nach der Katze und verscheuchte sie. Diese flitzte mit angelegten Ohren aus dem Raum.

Richard wandte sich wieder Sammie zu. Er war nicht sicher, was sie meinte, hatte allerdings Wichtigeres auf dem Herzen. Also brachte er das Gespräch wieder auf das anstehende Thema und fragte: »Also, was weißt du denn nun über das Heilen?«

Auf Sammies Stirn zuckte es, als sie darüber nachdachte, wie sie darauf antworten sollte. »Meine Mutter hatte gerade damit begonnen, mich im Heilen von Menschen zu unterrichten, als sie mit mir über die Fundamentalen sprach und mich ihr bei kleinen Dingen helfen ließ. Bis dahin hatte ich nur einfache Heilungen durchgeführt – Schnittwunden und Kratzer, ein verkorkster Magen, Kopfschmerzen, Hautausschläge, solche Sachen eben. Sie gab mir eine Einführung, wie ich mithilfe meines Talents in einen Menschen eindringen konnte, um die Beschwerden in seinem Innern zu erfüllen.«

Richard nickte. »Die gleiche Erfahrung habe ich beim Heilen von Menschen auch gemacht.« Bittere Erinnerungen ließen seinen Blick starr werden. »Manchmal musste ich wegen der Größe des Elends so tief in das Innenleben eines Menschen vordringen, dass ich das Gefühl hatte, mich selbst zu verlieren, als ich mich in seine Seele versenkte, um seinen Schmerz auf mich zu nehmen.«

»So tief bin ich nie vorgedrungen.« Sammie schien bedrückt. »Ich weiß nicht, ob ich jemals imstande sein werde, in die Seele eines Menschen vorzudringen.«

»Wenn du Menschen geheilt hast, dürftest du das vermutlich längst getan haben, selbst wenn es dir nicht bewusst war«, meinte Richard. »So funktioniert das eben. Während eines Heilungsprozesses wagt man sich in das Wesentliche hinab, mit anderen Worten, in die Seele, in den Kern dessen, was einen Menschen ausmacht. Zumindest bei mir funktioniert es so.«

»Das klingt ... beängstigend.«

»Nicht, wenn dir wirklich etwas daran liegt, dem Betroffenen zu helfen.«

Einen Moment lang musterte sie seine Augen, so als enthielten sie irgendein tiefgründiges Geheimnis. »Wenn Ihr es sagt, Lord Rahl.«

Richard sah zu Kahlan hinüber, die nicht weit entfernt lag. Ester, das Gesicht zu einem Ausdruck höchster Konzentration erstarrt, war soeben damit beschäftigt, behutsam Schnittwunden an Kahlans Armen zu untersuchen und zu säubern.

»Ich habe Kahlan auch früher schon geheilt«, fuhr Richard fort, »aber jetzt fehlt mir die Kraft dafür. Ich mache mir schreckliche Sorgen ihretwegen.«

Sammie löste den Blick von Kahlan und ließ ihn über einige seiner ernsthafteren Bisswunden wandern. Ihrer angespannten

Miene war deutlich anzusehen, wie sehr sie die Aufgabe, um die er sie bat, ängstigte.

»Keine Ahnung, wie tief ich womöglich schon in das Wesen eines Menschen vorgedrungen bin, ich weiß nur, ich hab noch nie solch fürchterliche Verletzungen geheilt, nur Kleinigkeiten. An etwas so Schwerwiegendem habe ich mich noch nie versucht.«

»Also, aus eigener Erfahrung kann ich dir sagen, dass die Schwere der Verletzungen, bis zu einem gewissen Grad jedenfalls, ohne jede Bedeutung ist. Für manche Fälle gilt das natürlich nicht, etwa wenn der Betreffende unmittelbar vor dem Schleier steht und im Begriff ist, von der Welt des Lebens in das Totenreich hinüberzuwechseln. Das ist etwas anderes.«

Sammie bekam große Augen. »Ihr meint, wenn der Betreffende die Grenzen der Huldigung überschreitet?«

Richard betrachtete sie mit neuerlichem Ernst. »Deine Mutter hat dir von der Huldigung erzählt?«

Sammie nickte. »Das Symbol, das den Funken der Schöpfung darstellt, die Welt des Lebens, das Totenreich, und die Art und Weise, wie die Gabe diese Grenze überwindet, um alles miteinander zu verbinden. Die mit der Gabe Gesegneten, meinte sie, müssten über die Huldigung Bescheid wissen, damit sie nicht gegen sie verstoßen. Sie bestimmt den Fluss der Gabe und wie sie funktioniert – ihre Möglichkeiten und Grenzen –, wie auch die Ordnung von Schöpfung, Leben und Tod. Unser ganzes Schaffen, meinte meine Mutter, spiegelt sich in der Huldigung wider, wird von ihr gelenkt und muss letztendlich durch sie bestimmt werden.«

»Genau so habe ich das auch gelernt«, sagte Richard. »Ich habe mich entlang der Linien der Gabe treiben lassen, wie sie in der Huldigung dargestellt sind, und dabei festgestellt, dass es sich beim Heilen der meisten Verletzungen im Grunde um den

immer gleichen Vorgang handelt. Wenn man sich von der Not des Betroffenen leiten lässt, kann man anhand seiner Gabe spüren, was nötig ist. Über die Empathie nimmt man dem Betroffenen seinen Schmerz und hält ihn in seinem Innern fest, sodass die heilende Kraft der eigenen Gabe dann in die Person, der man hilft, einfließen kann. Ich hatte immer das Gefühl, tatsächlich von der Not des Betroffenen geleitet zu werden, dass sie mich sozusagen zu sich selbst hinzieht.«

Nur dass seine Gabe aus irgendeinem Grund ihr Wirken eingestellt hatte.

Das Mädchen runzelte die Stirn. »Ich glaube, ich weiß, was Ihr meint. Meine Mutter hat mich tief in die Menschen hinein-fühlen, die Beschwerden in ihrem Innern erfühlen lassen.«

»Und hat sie dir auch beigebracht, den Schmerz aus ihrem Innern zu entfernen und ihn auf dich zu nehmen?«

Sammie zögerte. »Ja, schon. Aber das hat mir Angst gemacht. Es ist hart, wenn man den Schmerz fühlen kann, den sie empfinden. Ich habe es getan, ich habe gespürt, was sie empfinden, auch wenn es nur kleinere Verletzungen waren. Anschließend habe ich dann versucht, ihnen den Schmerz zu nehmen, wie Ihr es nennt, den warmen Strom der Gabe von mir in sie hinein-fließen zu lassen und sie zu heilen.«

Noch während sie sprach, nickte Richard. »Genau so habe ich das auch erlebt.«

»Aber Ihr sagtet doch, Ihr hättet Menschen geheilt, die bereits an den Grenzen der Huldigung standen, als sie schon dabei waren, in das Totenreich hinüberzuwechseln. Ihr habt Euch entlang der Linien der Huldigung treiben lassen, die in das Totenreich hineinfließen?«

Es klang weniger wie eine Frage, eher wie ein Vorwurf, weil er Dinge getan hatte, die man ihr als verboten beigebracht hatte.

»Du wärest überrascht, Sammie, was man alles für Menschen tut, die einem nahestehen.« Er sah erneut zu Kahlan hinüber. »Ich liebe sie sehr, und ich habe Angst um sie, aber diesmal fehlen mir die Kraft und die nötige Ausdauer, um sie zu heilen. Könntest du das für sie tun?«

Sammies Blick schwenkte hinüber zu Ester, die gerade dabei war, Kahlans Gesicht behutsam vom Blut zu säubern. »Was stimmt denn nicht mit ihr?«

»Das weiß ich nicht so ganz genau. Eine Heckenmagd hatte sie gefangen genommen, hatte bereits damit begonnen, ihr Blut zu trinken und ...«

»Etwa Jit?« Abrupt beugte Sammie sich vor, einen angespannten Ausdruck in den Augen. »Sprecht Ihr etwa von Jit?« Als Richard nickte, fragte sie: »Wie um alles in der Welt habt Ihr es geschafft, der Heckenmagd zu entkommen?«

»Ich habe sie getötet.«

»Das hat er wirklich«, bemerkte Ester über ihre Schulter. Sie tauchte den Lappen in den Eimer und wrang rot verfärbtes Wasser aus. »Dabei sind die beiden ja verletzt worden«, erklärte sie mit einem letzten Blick, ehe sie sich wieder an das Säubern von Kahlans Wunden machte.

Sammie schien sie gar nicht zu beachten. Stattdessen starrte sie voll des Staunens Richard an.

»Dann seid Ihr wirklich ein Beschützer unseres Volkes.« Sie fing sich, blickte hinüber zu der ganz in ihre Arbeit versunkenen Ester, lehnte sich dann näher zu Richard und meinte in vertraulichem Ton: »Ihr seid der Eine.«

8

Richard wusste nicht recht, was sie damit meinte. Es bereitete ihm schon genug Schwierigkeiten, sich aufrecht zu halten, und davon abgesehen hatte er im Augenblick weit größere Sorgen.

»Dann wirst du Kahlan also helfen? Du wirst uns beiden helfen müssen, aber ich möchte, dass du dir zuerst Kahlan vornimmst. Ich muss sicher sein, dass sie außer Gefahr ist.«

Besorgnis spannte Sammies zarte Gesichtszüge an. »Sie ist die Mutter Konfessor.«

Er war nicht sicher, worauf genau sie hinauswollte. »Das ist richtig.«

Sammie druckste ein wenig herum und wandte den Kopf zur Seite, offenbar hatte sie Angst, die Frage auszusprechen. »Würde ich, na ja, Ihr wisst schon, würde ich durch ihre Kraft nicht verletzt werden? Wenn ich in das Wesen ihres Seins vordringe, würde ich nicht von ihrer Konfessorinnenkraft überwältigt werden?«

Sie hatte die Frage noch nicht ganz ausgesprochen, da schüttelte Richard bereits den Kopf. »Nein, so funktioniert das nicht.«

»Wie könnt Ihr da sicher sein? Ihr habt doch selbst gesagt, Ihr wüsstet nicht viel über Magie.«

»Weil außer mir auch ein Zauberer und eine Hexenmeisterin sie schon geheilt haben. Keiner von uns ist dabei zu Schaden gekommen. Tatsächlich hatte vorhin eine Hexenmeisterin schon mit ihrer Heilung begonnen, aber dann sind wir über-

fallen worden, bevor sie sie beenden konnte. Kahlans Kraft wird dir keinen Schaden zufügen. Sie zu heilen ist für dich ungefährlich. Also, wirst du es tun?»

Sammie presste die Lippen aufeinander. Ihr Mund verzog sich, als sie ihre inneren Zweifel abwog. Schließlich nickte sie. »Ich will es versuchen, Lord Rahl. Ich werde mein Bestes geben.«

»Mehr kann ich nicht verlangen.«

Sammie ging neben Ester in die Hocke, beugte sich über Kahlan und drehte beim Blick in Kahlans regloses Gesicht den Kopf, um besser sehen zu können. »Sie ist sehr schön«, bemerkte Sammie über die Schulter.

Richard nickte, bemühte sich, Verständnis für Sammies jungendliches Alter aufzubringen, sich seine Anspannung und Ungeduld nicht anmerken zu lassen. Er hatte Angst, sie einzuschüchtern, wenn er nicht achtgab, und dass sie sich dann womöglich nicht richtig auf die ihr bevorstehende Aufgabe konzentrieren konnte. Jetzt, da sein Magen sich verkrampfte und Kahlans Leben auf Messers Schneide stand, fiel es ihm nicht eben leicht, dem Mädchen einen gelassenen Gesichtsausdruck zu zeigen.

»Sie ist auch innerlich schön«, sagte er. »Aber jetzt braucht sie erst einmal Hilfe. Unsere Aufgabe ist es, ihr diese Hilfe zu gewähren. Vielleicht solltest du zuerst mit Kleinigkeiten beginnen, dich vielleicht auf die Heilung einiger Schnittwunden an ihren Armen konzentrieren. Du würdest damit etwas tun, das du schon kennst. Und sobald du dann vertraut bist mit dem Gefühl, sie zu heilen, kannst du einen Schritt weitergehen und dich ihres größeren Problems annehmen.«

Sammie nickte, der Vorschlag gefiel ihr. »Ihr klingt wie meine Mutter, sie hätte mir den gleichen Rat gegeben.«

Sie fasste die ältere Frau behutsam am Ellbogen und drängte sie zurückzutreten. Ester machte ihr Platz, zog dabei den Eimer mit blutigem Wasser mit zurück.

»Lass dir Zeit, und überleg dir, was du tust, Kleines«, meinte Ester zu ihr. »Deine Mutter hat dich gut angelehrt. Ich weiß, du kannst das.«

»Ich werde mein Bestes geben«, meinte Sammie und legte eine Hand auf Kahlans Unterleib, fühlte ihren schleppenden Atem. »Ich hoffe nur, es wird reichen«, murmelte sie leise bei sich.

Ester stand ein Stück seitlich und sah nervös zu. »Deine Mutter wäre stolz auf dich, Sammie. Sie würde auch sagen, dass du das kannst und dass es jetzt in deinen Händen liegt.«

Sammie, bereits darauf konzentriert, was sie zu tun hatte, antwortete mit einem geistesabwesenden Nicken. Einen Moment lang berührte sie verschiedene Wunden an Kahlans Armen und schätzte sie mithilfe ihrer Gabe ab. Mit den Fingern prüfte sie die Stelle auf ihrem Bauch, die von Zedd bereits weitgehend geheilt worden war. Dort verharrte ihre Hand einen Moment, so als würde sie sein Werk prüfen, um möglicherweise daraus zu lernen.

Schließlich rutschte sie auf die andere Seite hinüber, sodass sie über Kahlans Kopf kniete. Sie beugte sich vor, um ein paar feuchte Strähnen zur Seite zu streichen, presste dann ihre Handflächen auf Kahlans Schläfen. Ihre gespreizten Finger wirkten so winzig und zart an Kahlans Wangen, dass Richard befürchtete, sie hätte nicht die Kraft, die man für eine solch schwierige Aufgabe benötigte – von der entsprechenden Erfahrung ganz zu schweigen.

Doch dann ermahnte er sich, dass er selbst auch schon ohne Erfahrung oder Übung Menschen geheilt hatte. In dieser Hin-

sicht war Sammie vermutlich sogar erfahrener als er. Trotzdem, hier ging es um Kahlan. Er schien weder seine Sorge noch seinen rasenden Puls beruhigen zu können.

Die Augen des Mädchens verdrehten sich nach oben, und sie schloss die Lider. Kahlan noch immer zwischen ihren Händen haltend, streckte Sammie ihre Arme gerade nach vorn, während ihr Kopf bei dem Bemühen, die erforderliche Kraft herbeizurufen, in den Nacken fiel.

Richard hatte schon vor langer Zeit die Erfahrung gemacht, dass er über ein einzigartiges Talent verfügte: Er konnte sehen, wie die Gabe einen Strahlenkranz aus Kraft um Hexenmeisterinnen erzeugte. Ebendiese Kraftaura konnte er jetzt um Sammie erkennen, als diese sich ihrer Gabe öffnete. Die Aura glich schimmernden bunten Schlieren in der sie umgebenden Luft, ganz ähnlich den Hitzewellen über einem Lagerfeuer.

Richard hatte eine solche Aura auch schon früher bei Leuten beobachtet, die die Gabe besaßen. Es war beruhigend, ein solches Anzeichen begnadeter Kraft in der Luft um Sammie schimmern zu sehen. Auch wenn sie nicht annähernd so stark ausgeprägt war wie die von früher Beobachteten, und erst recht nicht so stark wie die einer Hexenmeisterin vom Schlege Niccis, so war es doch unzweifelhaft die Gabe, die er das Flirren um das Mädchen aufheizen sah.

Er hoffte nur, dass ihre Kraft reichen würde.

Richard lauschte auf das leise Zischen der Kerzen, als Sammie sich erneut vorbeugte und konzentriert den Kopf nach vorn neigte. Er wusste, was sie in diesem Augenblick durchmachte, was für ein Gefühl es war, in der Person aufzugehen, der man zu helfen versuchte, in ihr Wesen einzutauchen und ihrem innersten Selbst auf intime Weise nahe zu sein. Er beobachtete das träge Flackern der Kerzenflammen, das gelegentlich herab-

tropfende Wachs, als sie herunterbrannten, und fragte sich die ganze Zeit, was sie in Kahlans Innerem spürte.

Unvermittelt erloschen mehrere der Kerzen im Raum exakt im selben Augenblick. Richards Blick zuckte die Schatten erkundend in dem winzigen Raum umher.

Sammie sprang kreischend auf die Füße.

Überrascht schreckte Richard hoch. Ester wich erschrocken zurück.

Noch ehe er sie fragen konnte, was denn los sei, stimmte Sammie ein schrilles, offenbar aus unbändiger Panik geborenes Kreischen an. Wild mit den Armen rudern, wich sie blindlings zurück, bis sie mit dem Rücken gegen die Steinwand stieß. Von Entsetzen gepackt, immer noch schreiend und außerstande, weiter zurückzuweichen, griff sie kreischend vor Angst ins Leere und warf den Kopf hin und her, so als wollte sie nicht sehen, was sie da gerade sah.

Ihr Gekreische klang schmerzhaft in den Ohren. Voller Angst wich Ester so weit es irgend ging zurück. Als Sammie abdrehte, um zur Tür zu stürzen, bekam Richard sie zu fassen und schloss seine Arme fest um ihren schwächtigen Körper, um zu verhindern, dass sie fortlief. Wie von Sinnen schlug sie mit ihren spindeldürren Armen um sich, so als versuchte sie etwas zu entkommen, was nur sie alleine sah. Dabei schrie sie die ganze Zeit in ungezügelter Entsetzen und versuchte, sich wie verrückt in Richards Armen windend zu entkommen.

Richard umklammerte das sich sträubende Mädchen, dann endlich bekam er ihre wild um sich schlagenden Arme zu fassen und presste sie an ihren Körper.

»Was ist denn nur, Sammie? Was ist los?«

Tränen liefen ihr über die Wangen. »Ich hab es gesehen, in ihr drin ...«

»Schon gut. Jetzt bist du sicher. Was hast du gesehen?«

Als sie sich in seinen Armen herumdrehte, ihn hysterisch schreiend fortstieß und abermals wegzulaufen versuchte, packte er sie fest an beiden Schultern, sodass sie sich nicht von der Stelle rühren konnte. Seiner Muskelkraft hatte sie trotz seiner Blessuren nichts entgegenzusetzen.

»Erzähl mir, was du gesehen hast, Sammie!«

»Ich ...«, mehr brachte sie zwischen ihren Schluchzern nicht hervor.

Richard schüttelte sie. »Lass das, Sammie. Du bist in Sicherheit. Nichts wird dir etwas antun.« Er schüttelte sie erneut. »Hör jetzt auf. Hier geht es um Menschenleben – womöglich auch um das deiner Mutter. Du musst dich wieder in den Griff bekommen und mir sagen, was hier vorgeht. Ich kann dir nicht helfen, wenn ich nicht weiß, was los ist. Und nun sag mir, was du in Kahlan gesehen hast.«

Sammie, das Gesicht tränenüberströmt, zitterte am ganzen Körper.

»Ich hab gesehen, was in ihr drin ist«, schluchzte sie.

»Was meinst du? Was hast du in ihr drin gesehen?«

Sammie verzog vor Grauen das Gesicht. »Den Tod hab ich gesehen.«

